



International Agriculture

Field Experiences from Bachelor Students 2023

Foreword

What are students of the Major “international agriculture” doing during their 6-month internship? What are their experiences, what are their reflections in a context that is often very different from ours? The present document is not about the professional experience of the students. From their field assignment in Asia (Cambodia), Africa (Cameroon, Malawi, Tanzania, Togo) Eurasia (Georgia) and Latin America (Bolivia, Costa Rica, Peru) the students are reflecting about their real-life experience and impressions. They freely chose the topic of their article: anecdotes, local news, philosophical or political considerations. Some specific information about the field assignment is given at the end of each article (host organisation, topic of the bachelor thesis).

Vorwort

Was machen die Studierenden des Majors “Internationale Landwirtschaft” während ihres 6-monatigen Praktikums? Was sind ihre Erfahrungen, ihre Gedanken in einem Kontext, der zum Teil sehr anders aussieht als bei uns? In diesem Dokument geht es nicht um die berufliche Erfahrung. Die Studierenden berichten über ihre Erlebnisse und Eindrücke aus Asien (Kambodscha), aus Afrika (Kamerun, Malawi, Tansania, Togo) aus Eurasien (Georgien), aus Osteuropa (Bulgarien, Griechenland, Rumänien), und aus Lateinamerika (Bolivien, Costa Rica, Peru). Das Thema der Artikel haben die Studierenden selbst ausgewählt: Anekdoten, lokale Ereignisse, philosophische oder politische Überlegungen. Einige spezifische Angaben zum Praktikum sind jeweils am Ende jedes Artikels zu finden (Gastorganisation, Thema der Bachelorarbeit).

Préface

Que font les étudiants de la spécialisation « agriculture internationale » pendant leur stage pratique d’une durée de 6 mois ? Quelles sont leurs expériences, leurs réflexions dans un contexte souvent très différent du nôtre ? Dans le présent document, ce ne sont pas leurs expériences professionnelles qui sont relatées ; les étudiants qui étaient en stage en 2019, nous parlent de leur vécu et impressions en provenance d’Asie (Cambodge) d’Afrique (Cameroun, Malawi, Tanzanie, Togo), d’Eurasie (Géorgie), d’Europe de l’Est (Bulgarie, Grèce, Roumanie) et d’Amérique latine (Bolivie, Costa Rica, Pérou). Ils ont choisi librement le sujet de leur article : anecdote, fait divers, réflexion philosophique ou politique. Quelques données spécifiques sur leur stage pratique (organisation hôte, sujet du travail de bachelor) figurent à la fin de chacun des articles.

Nancy Bourgeois Luethi
Professor of international livestock systems
Co-heads of International Agriculture

Zenebe Uraguchi,
Professor of economics
Head of Hugo P. Cecchini HAFL Institute

Cover photo legend (top left to bottom right):

Simon Dietrich (Cameroon), Jonathan Hänseler (Malawi), Lucie Hoffman (Bolivia), Maël Wüthrich (Tanzania), Lovis Herbener (Cambodia), Cloé Meier (Georgia), Sandrine Noth (Togo), Stefan Roth (France, Bulgaria, Romania, and Greece), Stephan Michel (Bolivia), Fiona Weirauch (Cambodia), Céline Schreyer (Togo), Eric Preisig (Peru), Vera Imhof (Costa Rica) and Yannick Orrù (Cameroon).

The opinions expressed in this document are entirely those of the authors. They do not necessarily represent the views of the School of Agricultural, Forest and Food Sciences.

Die in diesem Dokument ausgedrückten Meinungen sind ausschliesslich diejenigen der Autoren. Sie vertreten nicht unbedingt die Ansichten der Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften

Les opinions exprimées dans le présent document n'engagent que leurs auteurs et ne reflètent pas nécessairement celles de la Haute école des sciences agronomiques, forestières et alimentaires.

Contents

Contents	2
Farming Gods Way im warmen Herzen Afrikas	1
Trois sœurs au destin lié	4
Feldforschung in Tansania	7
An homage to Southeast Asia's most iconic city	10
Georgia on my mind	13
Comment réussir quand tout manque ?	16
My white friend and me	19
Am Ende der Welt	22
Mondulkiri's rainforest	25
On est ensemble	28
Eine unerwartete Familie in Peru - Zwischen Integration und bürokratischen Hürden	30
An unexpected encounter with a traditional village chief	32
Always close to action	35



Aerial picture of a plot (credits: Jonathan Hänseler)

Farming Gods Way im warmen Herzen Afrikas

Malawi ist ein kleines Land (d.h. dreimal so gross wie die Schweiz) im südlichen Afrika, eingeschlossen von Sambia, Mosambik und Tansania. 20 Millionen Menschen sind in Malawi zu Hause, womit es eines der am dichtbesiedeltsten Länder in der Grossregion ist. In Malawi gab es noch nie einen richtigen Krieg, und aufgrund der Freundlichkeit der Einwohner sowie des Klimas wird es das warme Herz Afrikas genannt. Der Grossteil der Bevölkerung arbeitet in der Landwirtschaft und lebt von weniger als zwei Dollars pro Tag. Viele Häuser sind aus unverputzten Backsteinen gebaut, der Dachstuhl besteht aus Bambusstängel, und manchmal hat es unter dem Strohdach sogar noch eine Plastikfolie. Die Hauptkultur in Malawi ist Mais, und Mais ist auch das Hauptnahrungsmittel. Nsima heisst der Maisbrei, der in Malawi oft zweimal pro Tag gegessen wird. Der Anbau von Mais erfolgt in der Regenzeit, von Dezember bis April. Früher wussten die Leute auf die Woche genau, wann sie säen sollten, da die Regenzeit ziemlich genau dann einsetzte. In den letzten zehn Jahren hat sich das Muster stark verändert, und der Regen startet nicht Ende Oktober wie früher, sondern eher im Dezember oder noch später.

Um das Feld auf die Saat vorzubereiten, werden «Ridges», d.h. Dämme angelegt. Das erfolgt alles in Handarbeit, mit der Hacke und gebeugtem Rücken. Die Dämme des letzten Jahres werden aufgehackt und aus zwei Dammhälften ein neuer geformt. Damit die Arbeit leichter geht, werden alle Ernteüberreste entweder unter dem neuen Damm begraben oder aber vorher gesammelt und verbrannt (Abbildung 1). Beim Einsetzen der Regenzeit wird von Hand gesät. Dazu wird im Abstand von 60 cm auf dem Damm Löcher gemacht und jeweils drei bis vier Maiskörner hineingeworfen.



In der traditionellen Feldvorbereitung am Ende der Regenzeit wird die vertrocknete Vegetation auf Haufen gesammelt (Hintergrund) und dann verbrannt (Vordergrund) (credits : Jonathan Hänseler)

Der Mais wird mit NPK und Harnstoff gedüngt. Die erste Düngergabe erfolgt, sobald der Mais gekeimt ist. Dazu wird mit einem Stab ein Loch neben die Maispflanze gemacht, und mit einem Flaschendeckel oder einem Löffel eine kleine Menge NPK ins Loch geschüttet. Die Mengenregulierung und Präzision der Düngerausbringung ist dadurch ziemlich genau gewährleistet – allerdings zum Preis vieler Arbeitsstunden. Der Harnstoff wird auf die gleiche Weise ausgebracht, sobald der Mais kniehoch ist. Der Fall Army Worm ist ein verbreiteter Schädling in Afrika und richtet enorme Schäden an im Maisanbau. Bekämpft wird er dadurch, dass Asche oder einfach Erde in den Vegetationskegel geschüttet wird. Zum Teil werden die Würmer auch direkt aus der Pflanze ausgepuhlt – aufwändig wie alles hier, aber wunderbar biologisch. Die Schäden lassen sich dadurch aber nur begrenzen, nicht komplett verhindern. Der Schädlingsdruck wird auch nicht durch die Fruchtfolge verkleinert. Oftmals ist die Fläche, die einer Familie zur Verfügung steht, so klein, dass sie es nicht leisten kann, ein Jahr den Maisanbau auszulassen. Die Maisernte erfolgt ebenfalls von Hand, genauso wie das Trocknen und Dreschen der Maiskolben. Ein typischer Körnermaisertrag befindet sich ungefähr bei einer Tonne pro Hektare – ein für die Schweiz unvorstellbar tiefer Wert. Ein grosses Problem der lokalen Bauern sind die Düngerpreise, die innerhalb weniger Jahre durch die Decke geschossen sind: von ca. 15'000 MKW auf über 75'000 MKW (das 1.5-fache des Mindestlohns pro Monat) pro 50 kg Sack. Zusätzlich leidet die Bodenfruchtbarkeit durch das tiefe Niveau und die fortschreitende Abnahme der organischen Substanz sowie der Erosion durch Wind und Wasser. Diesen letzteren Problemen begegnet «Farming God's Way», kurz FGW, (frei übersetzt: «Landwirtschaft nach Gottes Art»), ein landwirtschaftliches Programm, das in Simbabwe entwickelt wurde. In Malawi ist es in erster Linie relevant für den Maisanbau, da dieser die grösste Fläche einnimmt. Es ist aber anwendbar auf alle grossen Kulturen sowie die Gemüseproduktion (Abbildung 2).



Teilnehmer eines mehrtägigen FGW-Kurses lernen unter anderem die Grundlagen der Gemüseproduktion (credits : Jonathan Hänsele)

FGW beinhaltet drei Aspekte: das Management, die technische und die geistliche Seite. Bezüglich des Managements wird vermittelt, dass die Arbeiten a) rechtzeitig, b) zu höchsten Standards und c) ohne Verschwendung (von Dünger, Arbeitszeit, Fläche, usw.) ausgeführt werden. Allein diese grundlegenden arbeitsethischen Werte, die in der Schweiz vielerorts völlig selbstverständlich sind, könnten grosse Produktivitätssteigerungen bewirken. Beispielsweise führt oftmals eine verspätete Vorbereitung des Feldes zu einer verspäteten Saat, was direkt negative Auswirkungen auf den Ertrag hat. Die technische Seite beinhaltet die drei Prinzipien der konservierenden Landwirtschaft: minimale Bodenbearbeitung, permanente Bodenbedeckung (Mulch) und eine geregelte Fruchtfolge. Diese Prinzipien sind in der Theorie (und eigentlich auch praktisch) relativ einfach umzusetzen, in der Praxis scheitert es aber relativ häufig an der stark verankerten Tradition des «Dämme-Bildens» und des Abbrennens der Felder vor der Bodenbearbeitung; dann werden die Ernteüberreste (Maisstängel) auch benutzt, um Zäune zu bauen oder um Feuer zu machen, anstatt auf dem Feld liegen zu bleiben. Die Angst, dass durch den Mulch die Termiten überhandnehmen, ist ebenfalls weit verbreitet. Dazu kommt, dass die Malawier viel stärker als hier in der Schweiz fest in einem Dorf verankert sind, und man natürlich ausgelacht und Zentrum des Dorfklotschs wird, wenn man mal etwas anders macht. Die geistliche Seite legt den Schwerpunkt darauf, dass die Menschen sich abkehren vom Okkultismus und der Ahnenverehrung, und sich hinwenden zu Gott, dem Schöpfer. In einem zunehmend säkularen und toleranten (im Sinne von: jeder soll glauben, was er will) Land wie der Schweiz mag das wie aus der Zeit gefallen erscheinen; aber die Menschen in der Schweiz profitieren immer noch von der Gottesfurcht ihrer Vorfahren und können sich vielfach die lähmenden Bindungen und die Angst, die durch den

Aberglauben hervorgerufen werden, mit den vielen negativen Auswirkungen auf die ganze Gesellschaft gar nicht vorstellen. Beispielsweise müssen bei einer Beerdigung in Malawi sämtliche Dorfbewohner anwesend sein, unabhängig von Verwandtschafts- und Beziehungsgrad; fehlt jemand, fällt der Verdacht auf ihn, schuld am Tod des Verstorbenen zu sein. Solche und ähnliche Denkmuster und Bräuche werden von der UNO zwar als unantastbare, immaterielle Weltkulturerbe eingestuft, können aber im realen Leben die Menschen, die damit leben, durchaus innerlich und äusserlich in den Ruin treiben. Mehrere Organisationen in Malawi bieten Kurse zu

FGW an. Der grosse Vorteil von FGW ist, dass die Bauern keine Investitionen tätigen müssen, um damit anzufangen; die Begrenzung von FGW ist, dass die Bodenfruchtbarkeit nur langfristig verbessert wird und die Bauern sofortige Erfolgserlebnisse bevorzugen. FGW hätte auf lange Sicht das Potential, die landwirtschaftliche Produktivität in Malawi zu steigern, wenn es konsequent umgesetzt würde. Schlussendlich müssen die Malawier die Sache selbst in die Hand nehmen und aus eigenem Antrieb das, was möglich ist, verändern und verbessern. Die Hilfe, die man von aussen anbietet, darf nicht in Abhängigkeiten führen, sondern sollte den Bauern.

Name: Jonathan Hänseler

Organisation, Land: CALA Malawi

Titel der Bachelorarbeit: Opportunities and challenges related to the implementation of Conservation Agriculture and agroecological production The "Farming God's Way" approach in Africa with special emphasis on maize production in the Central Region of Malawi



Photos de famille (credits : Lucile Hofmann)

Trois sœurs au destin lié

Dans le cadre de mes études en Agronomie internationale, une étape importante s'annonçait : un stage à l'étranger étant requis. A ma grande surprise, alors que le monde offre une multitude de destinations, le destin a décidé de m'envoyer moi aussi en Bolivie. Cette attribution inattendue a marqué le début d'une aventure qui, de manière surprenante, a su entremêler mon destin à celui de mes deux sœurs.

Un au revoir

Un au revoir poignant marque le mois de février 2022, devenant un tournant significatif dans la vie de mes deux sœurs et la mienne. Notre aînée, Marisol, au cœur engagé, décide d'embrasser son rêve d'apporter un changement significatif au monde, elle signe un contrat de trois ans avec Comundo (organisation suisse de coopération), plongeant corps et âme dans une mission passionnée visant à renforcer la sensibilisation environnementale envers le peuple bolivien. L'aéroport de Zurich se transforme donc en théâtre de nos adieux. Ceux-ci empreints de tendresse et de fierté, mais aussi de tristesse à l'idée d'être séparées. Malgré la distance physique qui commençait à s'installer, notre fierté pour Marisol tissait un lien indéfectible entre nous. Cependant, le destin, ce fil subtil qui entrelace nos vies, nous réservait des surprises inattendues...

Une aube d'émotion et de bonheur pour les trois sœurs

Le 13 avril 2023, une aube encore embrumée par l'émotion et le bonheur. Les premiers rayons du soleil transpercent les vitres de l'avion. Je me trouve avec ma sœur, la cadette, Noemi. L'air est chargé d'excitation, laissant entrevoir ces retrouvailles tant attendues, après une année de séparation. Le trio, éparpillé par les vents de la vie, allait enfin être réuni... La sortie de l'aéroport est une attente interminable entre la douane et la récupération des bagages, mais ce n'est qu'une étape entre le passé et l'avenir. L'émotion s'amplifie à chaque instant un peu plus. Au loin, la silhouette familière de ma sœur Marisol se dessine dans la lumière naissante. Dans un élan d'amour, mes jambes se sont mises à courir en sa direction. Les trois sœurs, emportées par la complicité de l'instant, se retrouvent enfin.



Les retrouvailles à l'aéroport (credit: Lucie Hofmann)

L'écologie et la créativité à l'honneur

Marisol, la pionnière de notre trio en tant que communicatrice, s'est engagée pour un contrat de trois ans embrassant son rêve au sein du "Grupo de Trabajo Cambio Climático y Justicia" (GTCCJ) en Bolivie. Ce groupe de travail, politiquement impartial, s'est donné pour mission d'informer de manière objective, réfléchie et critique la population bolivienne sur des questions cruciales telles que la consommation d'énergie, les alternatives à l'exploitation néfaste des matières premières, le changement climatique et la production alimentaire. Ainsi elle plonge corps et âme dans cette mission passionnée visant à promouvoir la justice écologique et sociale en Bolivie, depuis une année.



Grupo de Trabajo Cambio Climático y Justicia" (GTCCJ) en Bolivie (credit: Lucie Hofmann)

Quant à Noemi, son parcours est marqué d'une période de déception quant à son métier de créatrice de vêtements. Cependant, elle a décidé de se joindre à notre aventure en Bolivie, en m'accompagnant dans mon stage d'agronomie pour explorer le pays, vivre de

nouvelles expériences et peut-être retrouver une vocation qui la passionne. Plus qu'une sœur, elle est ma complice dans cette quête de connaissances et de découvertes. La Bolivie, terre d'opportunités et de découvertes, semble être l'endroit idéal pour raviver sa flamme créative et redonner un nouveau souffle à sa passion pour la mode.

Début de l'aventure, changement de projet

L'aventure en Bolivie nous réservait bien des surprises. Mon projet, initialement basé à Yacuiba, à neuf heures de route de là où se trouve Marisol, a pris une tournure inattendue. Une annulation soudaine m'a conduite à la Fondation Patiño, au sud de Santa Cruz de la Sierra, soit dans la même ville que mon aînée. Mon travail consiste désormais à conceptualiser un sentier éducatif promouvant l'agroécologie. Le destin semble orchestrer nos vies de manière imprévisible. À travers mon projet avec la Fondation Patiño et nos différents périples à travers la Bolivie, Noemi a également trouvé une passion qui la guide. Sollicitée pour participer à un projet de revalorisation de l'artisanat indigène, elle accompagne des femmes tisseuses de communautés Guarani et Weenhayek. Son rôle consiste à remettre leur savoir-faire ancestral et leur art au goût du jour, tout en développant leur activité grâce aux réseaux sociaux.

Au-delà des rêves

Au cœur de l'immensité bolivienne, mes sœurs ont transcendé les frontières de leurs rêves, s'immergeant profondément dans des projets d'une portée exceptionnelle, laissant une empreinte indélébile sur les communautés qui ont croisé leur chemin. Noemi, plongée dans une opportunité extraordinaire, a collaboré avec Luis Daniel Agreda, une figure renommée pour sa marque éthique et durable. Ensemble, ils ont donné vie à une collection exceptionnelle inspirée de la mémoire oubliée des peuples indigènes lors de la Guerre du Chaco. Ce projet captivant a été dévoilé avec éclat lors de la Fashion Week locale, créant ainsi des liens profonds avec les communautés Guarani et insufflant une nouvelle vie à leur histoire souvent méconnue. D'un autre côté, Marisol s'est investie pleinement dans l'organisation du Festival international de cinéma sur les droits humains « Bajo Nuestra Piel » (BNP). Cette édition spéciale à Santa Cruz, centrée sur le thème "Le cinéma comme portrait de territoire", a illuminé les conflits

socio-environnementaux et leur impact sur les droits de l'homme. L'étendue de cet événement culturel, s'étalant sur une semaine, a offert une toile de fond saisissante pour réunir les projets des trois sœurs. La Fundación Patiño, où j'ai réalisé mon stage en agronomie, a contribué à l'événement avec ses produits agroécologiques. Parallèlement, le styliste bolivien Luis Daniel Agreda a présenté une microcapsule de sa nouvelle collection « Mandua », plongeant dans la mémoire oubliée des indigènes Guaranis durant la Guerre du Chaco, une contribution artistique à laquelle Noemi a activement participé.



Noémie prenant les mesures (credit: Lucie Hofmann)

Trois colibris

Au cours de cette extraordinaire aventure bolivienne, nous avons ressenti bien plus que de simples projets individuels. Chacune d'entre nous a ajouté une goutte d'eau à l'océan du

changement, contribuant ainsi à façonner un monde plus respectueux de l'environnement et des minorités. L'histoire inspirante du colibri, qui a toujours fait vibrer le cœur de ma chère sœur Marisol, s'est concrétisée grâce à nos propres ailes, transformant ainsi notre quête personnelle en une symphonie collective. Depuis son plus jeune âge, Marisol croyait en la puissance de chacun à apporter sa modeste contribution face aux immenses défis du monde. La légende amérindienne du colibri résonne profondément en elle : dans une forêt en flammes, tous les animaux sont impuissants face à la catastrophe, excepté le petit colibri qui, avec une détermination inébranlable, va chercher quelques gouttes d'eau pour les verser sur le feu. Face à l'incompréhension des autres animaux, le colibri répond simplement : "Je le sais, mais je fais ma part." Aujourd'hui, nous sommes devenues trois colibris en Bolivie, chacune apportant sa contribution singulière à la préservation de l'environnement et à la mise en valeur des cultures négligées. Nos projets entrelacés ont créé une toile unique tissée de synergies et de collaborations, démontrant ainsi que même les rêves individuels peuvent se fondre harmonieusement dans une vision commune. Alors que nous clôturons avec émotion ce chapitre de nos vies, l'horizon s'ouvre sur de nouvelles possibilités pleines d'ardeur. L'esprit du colibri continuera de guider nos aspirations, nous poussant à explorer d'autres territoires, à rêver de nouveaux projets et à étendre notre influence pour créer un impact encore plus significatif. L'aventure ne fait que commencer, et nous sommes prêtes à déployer nos ailes vers l'avenir, portées par la conviction profonde que chaque infime action contribue à bâtir un monde meilleur.

Name: Lucie Hofmann

Organization, country: Simon Patino Foundation, Bolivia

Title of Bachelor Thesis: Strengthening environmental education and awareness-raising on regenerative agriculture in Santa Cruz, Bolivia. Conceptualisation of an educational trail at Hacienda Patiño.



Abendstimmung in den Feldern. (credits: Maël Wüthrich)

Feldforschung in Tansania

Das Ostafrikanische Land ist berühmt für seine Savanne voller Wildtiere, den Kilimanjaro und die weißen Strände Sansibars. Mit knapp zwei Drittel der Bevölkerung von 60 Millionen, die in der Landwirtschaft tätig ist, ist Tansania vor allem ein Agrarland. Insbesondere die Hochebenen, die im Norden und Südwesten des Landes liegen und von fruchtbaren Böden profitieren, sind die Kornkammern des Landes, deren Produktion weit über Tansanias Grenzen hinaus Menschen ernährt. Da tansanische Kleinbauern oft kein Zugang zu synthetischen Inputs haben und demnach traditionelle Methoden einsetzen, produzieren viele Bauern "biologisch", können aber nicht von höheren Preisen profitieren, weil keine entsprechende Möglichkeit zur Zertifizierung besteht. Im Rahmen meiner Bachelorarbeit versuche ich, mir einen Überblick des Biosektors in der Region zu beschaffen, inklusive der Kenntnisse und Praktiken von Kleinbauern bezüglich der biologischen Landwirtschaft.

Grünes Gold hängt am Baum

Avocado ist eine wichtige Kultur für die Region rund um Mbeya. Neben des lokalen Konsums, wird die Frucht hauptsächlich nach Europa, Indien und Südafrika exportiert. Obwohl der weltweiten Avocadomarkt stetig wächst, profitieren die Kleinbauern in Tansania nur mässig davon. Zu selten ist ein guter Zugang zum Markt vorhanden, stattdessen kommen Zwischenhändler auf den Feldern vorbei und kaufen alles ab, was am Baum gerade so hängt, und das zu sehr tiefen Preisen. Zudem werden die Früchte meist durch das Schütteln des Baumes geerntet, was zu Aufprallschäden und Kaufablehnung führt. Um die Ernte von hochhängenden Früchten zu vereinfachen und zugleich die Qualität zu verbessern, hat das Projekt ein neues Werkzeug entwickelt, den "Avocado Pflücker". Er besteht aus einer Metallstange von verstellbarer Länge, die an ihrem Ende mit eine Art Schere ausgerüstet

ist, die vom Handgriff aus bedient wird. Ein Auffangsack ermöglicht das sanfte Auffangen der Früchte, ohne jegliche Aufprallschäden.



Der Avocado Pflücker im Einsatz. (credits: Maël Wüthrich)

Zungenbrecher auf Swahili

Mittwoch, 5. Juli 2023. Seit nun 3 Tagen fahren wir durch das tansanische Hinterland, um den Avocado Pflücker den Bauern zu präsentieren und deren Feedback einzusammeln. Nach mehreren Stunden Autofahrt auf teils holprigen Naturstrassen sind wir am Tag zuvor im kleinen Dorf Ikamambande angekommen. Auf dem Weg zur ersten Bauerngruppe des Tages fragen mich meine Kollegen Verschiedenes zur Schweiz, u.a. wie Schweizerdeutsch so klingt. Ich erzähle ihnen vom "Chuchichäschтли" und sie müssen laut lachen, wenn sie danach versuchen es auszusprechen. Im Gegenzug müssen wir probieren den lokalen Zungenbrecher zu meistern: "Kakuku kakweke kako wapi kaka". Nach mehreren Versuchen und noch mehr Lachausbrüche scheinen wir es richtig auszusprechen, gerade noch rechtzeitig bevor wir bei den Bauern ankommen.



Die hügelige Landschaft der Southern Highlands in Tansania. (credits: Maël Wüthrich)

Wertvolle Begegnung

Während die Bauern den Avocado Pflücker ausprobieren, habe ich Zeit um mich mit einer neugierigen älteren Frau auszutauschen, die mir einige Minuten zuvor enthusiastisch entgegengekommen ist, um meine Fragen zu beantworten. Wir plaudern zusammen im Schatten der grossen und teils blühenden Avocado-bäume über die Herausforderungen, denen sie in ihren Feldern begegnet, welche Methoden sie einsetzt um Schädlinge oder Erosion zu regulieren, und welchen Preis sie für ihre Produkte bekommt. Inzwischen habe ich erfahren, dass sie 80 Jahre alt ist und bewundere, mit welcher Energie und Lebensfreude sie noch ihren harten Alltag in ihrem hohen Alter meistert.

Süsses aus dem Feld

"Wartet kurz, ich habe noch etwas für euch", sagt uns einer der Bauern bevor er zwischen den Maisfeldern und Kardamombüschen verschwindet. Wir müssen schmunzeln, als er einige Minuten später zurückkommt: auf der Schulter ein paar 3-Meter langen Zuckerrohrstangen, die er uns als Dankeschön schenkt, und ein breites Lächeln auf dem Gesicht. Nachdem wir es geschafft haben, dieses Geschenk im Auto unterzubringen, fahren wir los. Zu neun im Auto zusammengequetscht baumeln wir hin und her auf der staubigen und immer enger werdenden Schotterstrasse, die uns zwischen Bananenbäumen und Teefelder zum nächsten Stopp hinunter ins Tal führt. offers them. Knowing that there's not more out there. It is as good as it gets.



Avocadofeld in der Mbeya Region. (credits: Maël Wüthrich)

Spiessli ein Mal anders

Am frühen Abend treffe ich noch einen Bauern, der zusätzlich als lokaler Berater tätig ist. Nach einem interessanten Austausch nimmt er uns auf seinem Motorrad mit und fährt uns zurück zu unserer Unterkunft. Zu dritt auf dem Motorrad eng gedrängt formen wir ein "Mishkaki kwenye pikipiki", ein « Spiessli ufem Töff », was die Einwohner des Dorfes ziemlich amüsiert. Und so neigt sich dieser erlebnisreiche Tag dem Ende zu. Die Abendsonne erleuchtet die hügelige Landschaft, die sich am Horizont in ihrer feurigen Pracht präsentiert, und wir geniessen einfach diesen Augenblick. Die Gastfreundschaft, die Begegnungen und Ereignisse, die wir hier erleben dürften sind eine echte Bereicherung und werden uns noch lange in Erinnerung bleiben.

Name: Maël Wuthrich

Organization, country: Helvetas Swiss Intercooperation, Tanzania

Title of Bachelor Thesis: Barriers and enabling conditions for a sustainable organic sector in the Southern Highlands of Tanzania



Bangkok traffic jam (credits: Lovis Herbener)

An homage to Southeast Asia's most iconic city

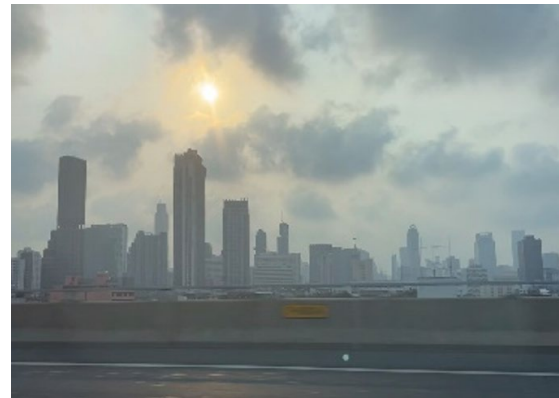
Ten million inhabitants, ancient temples, modern skyscrapers, dingy slums, luxury boutiques, prostitution, crazy traffic – who hasn't heard of this mythical city in Southeast Asia? Join me on a ride through this eye-opening place.

Lovis, Thailand

First things first: my ass hurts and we still have six hours to fly before we arrive. I think about getting another beer and hopefully getting some sleep. After we finally land and I step out of the airport, the sweltering heat almost overwhelms me. How on earth am I going to survive the next six months of my internship!

Arriving

Slightly overwhelmed by the intense heat and the realisation that I have now really arrived in South-east Asia; I hop into a taxi to get to my hotel. As the taxi drives over the wide highway bridges, I am presented with a panoramic view that shows the colossal dimensions of the city. The hazy smog lends the cityscape an almost surreal and dystopian atmosphere. Totally tired, I arrive at the hotel where I receive a very warm welcome. As I have a date with a girl at 7pm tonight, I decide to take a power nap.

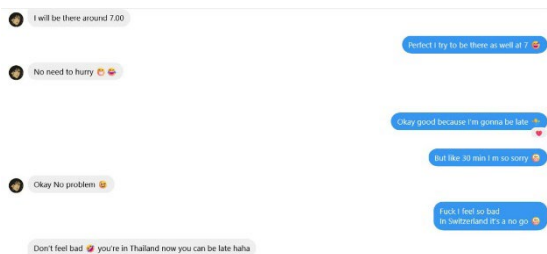


View from the taxi on the city in the smog around 7 a.m. (credits: Lovis Herbener)

On my way to my date

Determined to explore the city a bit before my date, I leave the hotel and stroll through a narrow alley that leads me to the main street. Here I am, finally, somewhere in the middle of this huge city. A surreal scene unfolds before my eyes. The entire street is the scene of a gigantic water fight. There are happy people everywhere, accompanied by loud music. It is Songkran, the Thai New Year festival, which basically resembles a three-day water fight

throughout the city. Full of excitement, I head out onto the main road in the approaching darkness. It doesn't take long before I'm completely soaked and have a totally white face covered in the limestone powder the locals smear on me. As I stroll down the street and take in the incredible scenery, I realise that it's already 6.30 p.m. I should actually already be on my way to my date so I'm not late. However, in my current state – wet down to my undies and with a completely white face – I really can't go like this. I have to go back to the hotel. I quickly order a motorbike taxi. While I wait for the driver, I send my date a short message and confess that I will be super late.



*Insta message that I will be late.
(credits: Lovis Herbener)*

The taxi ride

Soon after, the driver is in front of me. I hop on the bike, and we speed down the street leading to my hotel, getting splashed with water from all sides. A motorcycle in front of us gets hit by a full bucket of water. Distracted, the three passengers crash into a taxi turning in front of them. All three fly off the motorcycle, briefly lying on the road but immediately getting back up. My driver speaks to the accident victims and then continues directly. Apparently, nothing unusual here. Shortly after, I'm dropped off in front of my hotel. Arriving in the room, slightly shocked and under time pressure, I take a quick look in the mirror and burst into laughter. No question, I really couldn't have gone on my date like that. I quickly shower, change into fresh clothes, go back out onto the street, and onto the next motorcycle taxi. The driver and I race over a gigantic bridge, with the Chao Phraya, the city's main river, below us. My eyes wander into the distance to the gigantic skyscrapers that seem to be trying to trump each other in their extravagance and size. Suddenly we hit a bump on the bridge, I lift off the seat and am snapped out of my thoughts and back into

reality. The wind is blowing so hard that I can barely keep my eyes open and my helmet, which is far too big, is hanging somewhere at the back of my head. I cling to the Honda SH150i, which catapults me and the driver through the city at the limit of its capacity. We stop for once at a big junction which is red. I'm completely out of depth and have a pulse of 180. The driver, a young man about my age, turns to me laughing and says in bad English something about more speed and a straight line. I laugh back a little uncertainly, and we're off again at top speed through the night.



Motorcycle ride through the city (credits: Lovis Herbener)

A date in Bangkok

With a 40-minute delay, I arrive at the night market, and that definitely has nothing to do with the driving style of my driver. I pay the driver 150 Baht, which is about 3.70 CHF. He gives me a big smile and disappears into the night on his Honda. With a slightly guilty feeling due to my incredible lateness, I enter the night market, surrounded by large malls and skyscrapers. People are everywhere, and the aroma of delicious food fills the air. I look around; there she is. I walk up to her and we both smile at each other. We stroll through the market, chat, and look for a stand where we can grab something to eat. She recommends traditional Thai food, which is delicious but also incredibly spicy, intensified by the still 30-degree temperature. After eating, we grab a Tiger beer, of course, with ice cubes in the cup – that's how it's done here. Then we stroll through the city without a plan, talking about everything under the sun. I ask if she is satisfied with Thai politics. She points to a roughly 50-year-old bus passing by and responds that the government should have replaced these long ago and, in general, does

little for the population. Of course, I understand what she means, but somehow, I like the old buses; they provide a great contrast to the modern buildings shooting up everywhere. After what feels like walking through half the city, even though we're probably still in the same neighbourhood, we say goodbye. However, we make plans to meet the next day to visit temples together. I accompany her to the metro station, order a motorcycle taxi, and disappear back into the Bangkok night.



Motorcycle ride through the city (credits: Lovis Herbener)

Name: Lovis Herbener

Organization, country: Swisscontact, Cambodia

Title of Bachelor Thesis: Assessing farmers attitude towards conservation agriculture and identify possible indicators to measure the agriculture practice in kanghot area, Cambodia.



Cloé grafting a hazelnut tree (authors picture)

Georgia on my mind

Mon aventure passionnante a pris son envol en février 2021, lorsque mon père m'a ouvert la porte à une opportunité intrigante : prêter main-forte à un agriculteur suisse, spécialisé dans l'art délicat de la greffe des noisetiers.

Cloé, Georgia

Mon aventure passionnante a pris son envol en février 2021, lorsque mon père m'a ouvert la porte à une opportunité intrigante : prêter main-forte à un agriculteur suisse, spécialisé dans l'art délicat de la greffe des noisetiers. L'objectif était clair : acquérir une compréhension approfondie des subtilités de cette pratique. L'année suivante, en février, l'envie de découverte m'a guidée jusqu'en Géorgie, où j'ai plongé au cœur de l'effervescence de la plantation et du greffage des noisetiers. Ça a été deux semaines mouvementées, car le 23 février, dans l'aberration totale, la Russie a envahi l'Ukraine. À cette époque, travaillant à mi-temps dans l'enseignement et préparant mes cours de culture générale, j'ai profité des soirées en Géorgie pour me documenter sur l'histoire de l'URSS dans le Caucase. C'est là que j'ai fait une découverte qui allait me marquer profondément. De retour en Suisse, le conflit entre l'Ukraine et la Russie n'a malheureusement pas cessé, provoquant des déplacements massifs de personnes d'origine russe en Géorgie. D'autres conflits dévastateurs persistent dans plusieurs régions du globe, tels que la guerre civile en Syrie depuis 2011, le conflit israélo-palestinien avec des cycles de violence persistants, la crise humanitaire au Yémen, les défis sécuritaires en Afghanistan malgré des tentatives de paix, et les persécutions des Rohingyas au Myanmar. Tous caractérisés par d'énormes pertes humaines,

des déplacements massifs et des crises humanitaires majeures, soulignant ainsi des souffrances humaines partagées. Les guerres, véritables faucheuses d'existences, et les épidémies ravageuses ont pris une place particulière dans nos préoccupations. Cependant, je me souviens de cette soirée en Géorgie, dans le petit village médiéval de Signaghi, logé sur une colline, là où j'avais pris conscience que ces fléaux, bien que dévastateurs, ne sont pas grand-chose à côté d'un autre problème bien plus global et plus banal. Cette nécessité est commune à tous les êtres humains, des millions d'entre eux y font face, en particulier les plus démunis. L'Europe actuelle, confortablement nichée dans son opulence parfois exagérée, a depuis longtemps oublié ce qui était autrefois une préoccupation majeure même chez nous. Cependant, est-ce réellement si éloigné de nous ?

En 2023, j'ai eu la chance de retourner en Géorgie dans le cadre d'un stage à l'étranger lié à mes études d'agriculture internationale. Cette fois-ci, j'ai véritablement eu l'opportunité de m'immerger dans ce pays extraordinaire. La Géorgie offre une multitude de découvertes, à commencer par sa langue et son alphabet très différents des nôtres. Ayant acquis son indépendance en 1991, la Géorgie compte actuellement environ 3,7 millions

d'habitants. Son économie est fortement centralisée autour de Tbilissi, la capitale, et de Batumi, une ville dynamique au bord de la mer Noire. Ces deux villes connaissent une croissance économique, et Tbilissi est même considérée comme la future Berlin en termes d'attrait culturel. Une activité phare à Tbilissi est l'utilisation des bains de soufre aux influences arabiques. La population géorgienne, d'origines caucasienne et arabe, est très religieuse, majoritairement orthodoxe. Le pays regorge de monastères impressionnants, et l'agriculture joue un rôle crucial pour la subsistance. La vie diffère grandement entre la ville et la campagne : dans les zones rurales, le chauffage au gaz est courant, les tuyaux s'étendent dans les rues, et chaque propriété est entièrement close de murs. La population, majoritairement âgée, s'adonne aux échecs dans les parcs ou s'assoit sur des tabourets devant leurs maisons.



Paysage de Géorgie et vaches typiques (crédits : Cloé Meier)

Les jardins, riches en arbres fruitiers, parfois agrémentés de légumes et de poules voire de vaches et de cochons à l'ouest, reflètent un mode de vie empreint de traditions. Les chiens errants sont fréquents et parfois bruyants la nuit, mais dans les fermes, ils servent à protéger les troupeaux contre les loups, présents en Géorgie. Le pays abrite diverses espèces animales, des faucons aux ours, en passant par les serpents et les tortues. La production laitière, bien que peu développée, se fait souvent avec des vaches en liberté dans les villages. Ces vaches locales, ressemblant à des vaches asiatiques, sont parfois issues de croisements, potentiellement avec des races comme le jersey et le holstein. La reproduction se fait généralement naturellement, sauf dans les grandes fermes laitières, plutôt rares en Géorgie.

Des Azéris vivent également en Géorgie, principalement dans la région de Svaneti, et ils

ont souvent des chevaux. Les personnes de plus de 50 ans ne parlent généralement pas anglais, mais elles maîtrisent souvent le russe. Certains habitants des villages expriment parfois leur nostalgie pour l'ère soviétique, considérant qu'elle leur apportait plus que le capitalisme actuel. Les jeunes, ayant grandi dans la misère des années 90, sont plus révoltés contre la Russie pour sa politique, son invasion et la prise de l'Abkhazie en 2008. Les Géorgiens sont très proches et solidaires de leurs voisins ukrainiens, aspirant au développement et se rendant fréquemment à Tbilissi pour étudier ou travailler.

En Géorgie, les plats traditionnels présentent des similitudes entre différents restaurants, mais chacun les adapte de manière spécifique. Le célèbre khachapuri, composé d'un mélange de fromages comme le sulguni, connaît par exemple quatre styles de préparation différents selon les régions. Les plats à base de viande font partie de la tradition en Kakheti, où le khachlama et le khachapuri sont des soupes à la viande réputées pour leur tendreté. Une information cruciale à retenir sur la Géorgie est qu'elle est le berceau de la création du vin. La méthode traditionnelle utilise des jarres en terre cuite pour fermenter longuement le vin, parfois avec la peau du raisin. Ces vins, appelés "Qvevri", sont encore produits aujourd'hui dans la plupart des foyers de Kakheti.



Imprimante secrète de Staline à Tbilisi (crédits : Cloé Meier)

Le dernier jour de mon stage en Géorgie, j'ai opté pour une visite guidée sur l'URSS à travers la ville de Tbilissi. Bien que l'ère de l'Union soviétique appartienne désormais au passé, l'intérêt pour cette période perdure. Des figures telles que Lénine, Staline, Trotsky et Kamo continuent de fasciner. En Géorgie, plusieurs sites témoignent de cette époque,

dont le musée Staline à Gori et les bains fantômes à Koutaïssi, qui présentent ses effets personnels et racontent sa vie. Un autre lieu captivant est le Musée souterrain de l'imprimerie de Staline, offrant une immersion dans l'esprit de la Géorgie soviétique. Le guide nous a narré l'histoire de Staline, de sa naissance à Gori à sa mort à Moscou. Il nous a montré comment il est devenu un révolutionnaire bolchévique après une enfance plutôt chaotique. Nous avons terminé la visite par l'imprimerie secrète et souterraine du jeune Staline. En 2022 au cœur d'une soirée en Géorgie, immergée dans l'histoire de l'URSS dans le Caucase, j'avais découvert l'impact profond des bouleversements politiques de Staline sur la population. Il s'agissait d'un documentaire à la page de titre de rouge et noir et au titre choc « Holodomor ». Ce mot vient du tchèque famine mais peut également signifier « extermination par la faim ». La collectivisation, qui visait à transformer les fermes individuelles en fermes collectives contrôlées par l'État, a entraîné des conséquences dévastatrices. Les paysans les plus riches et les plus influents, soupçonnés de s'opposer à la collectivisation, ont été persécutés et souvent déportés ou exécutés. Cette période a été marquée par des déplacements massifs de population, des famines et des pertes humaines tragiques. Le plan de Staline pour une industrialisation rapide de l'armement, connu sous le nom de plans quinquennaux, a effectivement transformé l'Union soviétique en une puissance industrielle. Cependant, ces avancées ont été réalisées au prix de sacrifices humains importants et de conditions de travail difficiles. L'Ukraine a été particulièrement touchée par les politiques de Staline et l'Holodomor. La collectivisation forcée et la confiscation des récoltes ont contribué à la tragédie, une famine artificielle qui a sévi de 1932 à 1933. Les historiens estiment que des millions de personnes ont perdu la vie en raison de la faim pendant cette période. Les causes exactes de la famine et la question de savoir si elle a été intentionnellement ciblée restent des sujets débattus, bien que de nombreux historiens considèrent l'Holodomor comme un crime contre l'humanité. Dans l'histoire, les famines ont principalement été

attribuées au climat défavorable et aux mauvaises récoltes liées à des maladies. L'épidémie de mildiou de la pomme de terre et les récoltes dévastées ont déclenché une famine dévastatrice en Irlande de 1845 à 1852. Le soutien de la Bretagne à cette époque a été particulièrement insuffisant. Les récits de ces deux famines exposent des détails très crus sur le cannibalisme et la quête désespérée de nourriture, poussant certains à la chasse de leurs congénères. Voilà ce que signifie concrètement « mourir de faim ». Sans compter les carences induites par une sous-nutrition chronique qui est à l'origine de perte de dents et de nombreux soucis de santé. Au sein de notre monde complexe, un problème persiste de manière évidente et souvent dévastatrice : la faim. Ce n'est pas seulement une question de statistiques ou de données, mais une réalité dure qui touche des millions de vies à travers le globe. La faim persistante dans le monde demeure un défi urgent, mais des progrès sont réalisables avec une action collective immédiate. Les clés pour lutter contre la pauvreté et la faim résident dans le développement de politiques efficaces, la promotion d'un commerce équitable, des investissements soutenus dans l'agriculture durable, et la sensibilisation à l'éducation nutritionnelle. La collaboration entre gouvernements, organisations internationales, secteur privé et société civile est essentielle pour élaborer des solutions holistiques. Au-delà des considérations économiques, la faim dans le monde est une question éthique et humanitaire, chaque individu ayant le droit fondamental à une alimentation adéquate.

C'est dans cette optique que je suis heureuse d'avoir choisi la voie de l'agriculture internationale. Mon parcours m'a montré que l'agriculture et le développement sont des outils puissants pour briser le cycle de la pauvreté. En semant des graines d'espoir à travers des pratiques agricoles durables, nous pouvons récolter un avenir où chaque personne, aye un accès à une alimentation suffisante. La faim n'est pas seulement un défi à relever, mais une responsabilité morale pressante, contribuant à la construction d'un monde plus juste et équitable.

Name: Cloé Meier

Organization, country: Confidential, Georgia

Title of Bachelor Thesis: Confidential



L'équipe de la ferme modèle de Donomadé (FeMoDo) (crédits : Sandrine Noth).

Comment réussir quand tout manque ?

Le français, ma langue. Après avoir dû apprendre l'allemand pour mes études et avoir survécu aux cours en anglais de l'orientation "International Landwirtschaft", me voilà au Togo sur un autre continent, mais toujours en train de parler ma langue. Cette langue ici représente l'histoire d'un crime contre l'humanité : la colonisation, l'esclavagisme et tout ce que vous savez peut-être déjà. Pourtant, en arrivant en tant que femme blanche ou « Yovo » comme on m'appelle souvent ici, je n'ai jamais été mal accueillie.

Sandrine Noth, Togo

Mon premier jour

Déjà le premier jour, tout s'enchaîne très vite. On quitte l'aéroport avec tous nos papiers. Ah non ? Oups ! Céline, une autre étudiante qui va vivre cette aventure avec moi, a déjà perdu une sacoche contenant de l'argent et son passeport. C'est donc avec crainte que nous nous rendons à l'hôtel, sachant que notre première mission au Togo sera de récupérer ce passeport. Le lendemain, nous nous levons. En sortant de notre chambre ou plutôt de la case traditionnelle, on voit la mer. C'est étrange de voir cette immensité d'eau et de penser que cette fois, je peux nager longtemps, il n'y aura rien de l'autre côté. Ça nous change, Céline et moi, de nos lacs suisses. Pas le temps de profiter, on doit vite aller récupérer ce passeport. On embarque dans un taxi et c'est parti. À travers la fenêtre, je vois une réalité que je n'imaginai même pas. Certains dans leur voyage sont choqués par la pollution et les déchets visibles partout. Moi, c'est la quantité d'enfants qui m'a marquée, leur sourire et la précarité dans laquelle ils vivent.



Case traditionnelle à la FeMoDo (crédits : Sandrine Noth)

Ils sont tellement nombreux et n'ont tellement rien. Jamais, je n'aurais pu croire qu'en 2023, il y a des gens qui vivent dans des conditions comme si c'était il y a 200 ou 300 ans. La corruption est partout, c'est marquant. Les policiers arrêtent aléatoirement la voiture de celui-ci ou celui-là, pour trouver la petite chose qui n'est pas aux normes. Pfff ! Il y a des voitures ici qui sont plus vieilles que moi, rien n'est aux normes. Mais bon, tout est bon pour faire payer des pots de vins. C'est une réalité. Comme me l'a souvent dit Happy en rigolant, « l'Afrique c'est l'école du système D

» le D étant pour débrouillardise. Je ne vais pas rentrer dans les détails, mais je vous rassure qu'après 2h d'attente à l'aéroport, on a réussi à récupérer le passeport de Céline et l'argent, ce qui nous a vraiment étonnées.

Deux mois plus tard

Avec Céline, on s'est bien adaptées. On arrive à circuler dans le pays librement. Pour aller de Lomé à la ferme où nous travaillons, il faut d'abord prendre un taxi-moto jusqu'à l'échangeur d'Agoe au nord de la capitale. Bien sûr, il faut discuter du prix. Certains doublent le prix et d'autres donnent le prix local. Il faut souvent marchander. J'ai été étonnée par ceux qui donnent le prix juste. Je me suis souvent demandé pourquoi ne veulent-ils pas essayer de gagner plus, ce serait pourtant normal. Une fois à l'échangeur, tout va très vite. Vous n'avez pas le temps de descendre de la moto que 3 à 5 personnes vous demandent où vous allez. À peine répondu, on vous retire toutes vos affaires et ils partent en courant avec pour les mettre dans le taxi. La première fois que j'ai vu un Togolais partir en courant avec tout ce que j'avais... croyez-moi... j'ai eu peur. Je me voyais déjà appeler notre responsable en Suisse pour lui annoncer que cette fois, ce n'est pas le passeport qu'on a perdu, mais tout le reste.

Dans le taxi, nous étions toujours assises à l'avant. Mais après 2 mois, nous avions compris avec Céline, que c'étaient surtout les hommes et les Yovos qu'on essayait à l'avant. Du coup, avec Céline, on demandait toujours pour être assises à l'arrière avec les femmes et les enfants. C'était notre révolution et quelque chose de très apprécié par les voyageurs. C'était notre façon de dire que non, nous aussi on n'est comme vous. Car comme le disent souvent les Togolais « On est ensemble ». À travers les vitres de la voiture, le paysage est bien différent de celui de la capitale. Du maïs, du maïs et encore du maïs. C'est le maïs, la sécurité alimentaire, il y en a partout. Le prix est plus élevé que le manioc. Mais le maïs ici, il donne un épi par plante et croyez-moi, sur ce maïs, j'ai vu toutes les maladies que j'avais apprises à l'école. À la ferme, tout est très différent de la capitale. On est loin de tout. La connexion internet est très fluctuante. Aussi, certains soirs vous pouviez voir une Yovo ou deux se balader avec un téléphone en main et parfois une chaise de jardin à chercher les postes où la connexion serait meilleure. Cela a donné le sourire à certains employés de la ferme. Travailler au bord

de la route sur une chaise m'a permis d'avoir une connexion, mais les passants se demandant ce que vous faites là, souhaitent toujours discuter avec vous. Ce n'était pas toujours évident de pouvoir travailler, mais cela m'a permis de faire des rencontres assez incroyables.

À la ferme, on dort dans une case tradition-



Une femme avec son enfant entre deux champs de maïs (crédits : Sandrine Noth)

nelle. Celle-ci est composée d'une pièce principale avec une table, des chaises, une armoire et des étagères construites avec des planches de bois et des briques. Il y a également deux chambres, contenant chacune un lit double et un lit simple. Bien que cela puisse sembler peu, j'ai vite réalisé qu'ici, les maisons contiennent bien moins de choses que chez nous en Europe. Avec Céline, on dormait dans le même lit, cela ne nous a jamais dérangées. On s'est très vite organisées. Un jour elle faisait à manger et le lendemain c'était moi. Pour la nourriture, c'était compliqué. J'ai vite réalisé que beaucoup était importé. Ainsi, toutes les conserves viennent de France ou de Belgique, les biscuits d'Inde ou les spaghettis de Turquie. Vive le soutien à l'industrie et à l'agriculture locale. J'avais pris avec moi deux livres sur la pisciculture en rapport avec mon travail. L'un d'eux a été écrit par la FAO pour les pays en développement. Une fois que j'ai lu tout ce qui m'intéressait, j'ai invité les deux personnes de la FeMoDo qui travaillent et sont responsables de la pisciculture à lire les chapitres qui les intéresseraient. C'est ainsi que j'ai compris que les livres ici n'avaient que peu d'impact. N'étant pas habituée à lire, le premier m'a regardé en disant qu'il allait tout lire. Il ouvrit le livre et commença à lire une page après l'autre depuis le début. Après 3 pages, il ferma le livre fatigué et ne l'ouvrit plus jamais. Il n'avait lu que les préfaces et les remerciements. Il n'avait alors rien appris de la pisciculture d'étang. J'ai alors compris que

les livres ne sauveront pas le monde car lire est quelque chose qui s'apprend. J'ai décidé de lui offrir une autre approche avec un cours sur l'entrepreneuriat. Je ne suis pas une As dans ce domaine, mais qui ne tente rien n'a rien. Cela se passe bien, il est intéressé. Il a trouvé deux ou trois bonnes idées. Pourtant, une fois qu'il faut passer à l'étape supérieure, qu'il doit développer un questionnaire et poser des questions autour de lui en vue de faire une petite étude de marché... ça bloque. Il abandonne et je laisse tomber. Un manque de temps ? Ou d'énergie ? Ou alors est-ce mon approche qui est mauvaise ? Je ne saurai peut-être jamais. Mais alors, par où faut-il commencer ? Il faut de l'argent, donc des emplois. Alors il faut des entreprises et donc des entrepreneurs. Mais alors pourquoi y en a-t-il si peu ? C'est peut-être le système scolaire.

Je me souviens qu'en lisant les cours de Divine, une étudiante en agriculture à l'université de Lomé, je me suis rendu compte, qu'elle apprenait des rotations culturales européennes avec du colza et de la luzerne. Pas du tout adapté à la situation du Togo. Mais alors... c'est ça le futur de ce pays ? Des ingénieurs qui savent des choses qui ne servent à rien. Ce ne sont donc pas les ingénieurs sortis des grandes universités qui changeront les choses. Un jour, Happy m'a parlé de ces jeunes filles sans argent qui se prostituent dans les bords de l'école pour parfois 100 FCFA (15cts). Heureuses de pouvoir gagner un peu d'argent et alléger leur journée d'un repas. Mais le jour où elles se retrouvent enceintes, que deviennent-elles ? Obligées d'arrêter l'école, elles restent à la maison et travaillent dans les champs. Elles vivent d'une agriculture de survie, qui ne leur permette pas d'envoyer des enfants dans de bonnes écoles, ni d'avoir accès à un système de santé qui les mettrait en sécurité. J'ai donc proposé à Happy d'organiser un cours d'éducation sexuelle dans leurs écoles. C'est ainsi que j'ai rencontré deux directeurs, le premier du Collège et le deuxième de l'Ecole de Culture Générale (ECG). Le directeur de l'ECG était un homme un peu étrange. Quand je lui ai demandé si je pouvais montrer une capote en classe, il m'a expliqué sans surprise que non, mais que je pouvais les lui donner en cadeau.

Avant le début du cours, le directeur du collège a menacé les étudiants de représailles une fois que je serais partie s'ils se comportaient mal. J'ai parlé de peu de choses, je voulais qu'ils puissent poser des questions. Les questions entendues m'ont marquée : « Madame, pourquoi j'ai mal au ventre quand j'ai mes règles ? », « Comment ne pas faire d'enfants atteints de maladies génétiques ? », « Suis-je mieux protégé avec 3 ou 4 capotes ? »,



*Etudiant de l'école de culture général
(crédits : Sandrine Noth).*

« Est-ce que c'est vrai qu'il y a la maladie sur le préservatif et qu'il ne faut pas les utiliser ? », « Quel acide utiliser pour faire avorter sa copine sans danger ? ». Autant de questions qui m'ont fait réaliser à quel point ces jeunes n'avaient pas accès aux informations qui leur permettraient de se construire. Pourtant, beaucoup connaissent TikTok, mais bon c'est grâce à cette même application qu'on me dit qu'en mangeant 2 cuillères à soupe de miel après un rapport, il était impossible de tomber enceinte, ou que les saucisses sont faites avec de la viande de chinois. Une fois la classe terminée, j'ai demandé aux enfants ce qu'ils rêvaient de faire plus tard. Les rêves ici sont rares. Ils me regardent et me répondent footballeurs professionnels ou alors qu'ils veulent partir en Europe. Souvent, il est là leur rêve, l'Europe, et pourtant personne ne les y attend. S'ils savaient ce qui arrive souvent aux jeunes africains qui rêvent de l'Europe... Ils ne savent pas. Ici, il y a tout à construire, ils pourraient faire tellement s'ils savaient comment.

Name: Sandrine Noth

Organization, country: Ferme Modèle de Donomadé (FeMoDo), Togo

Title of Bachelor Thesis: Monoculture et Polyculture de Tilapia (*Oreochromis niloticus*) et poisson-chat africain (*Clarias gariepinus*) – Essais sur la ferme FeMoDo au Togo



Stefan and his white car. (credits: Stefan Roth)

My white friend and me

There we finally are, my white friend and me, standing in front of my home in Berner Oberland. It is the morning after our return from an adventurous journey through eight European countries and it's a weird feeling to suddenly not move anymore. We are at home again. Our life as nomads has come to an end. My white friend, Yeti, also seems to have come to an end: he seems not to want to move anymore anyway. He gave everything, my loyal companion, for several months and carried me safely for 15,000 km through the crazy road traffic of Southern and Eastern Europe. But let's start the story from the beginning.

Stefan Roth, Switzerland, France, Greece, Bulgaria, Romania, Albania, Slovenia, Italy

It's mid-May and while all my colleagues have already begun their field assignments at their exotic destinations, I'm still in Switzerland, packing my car to leave for my own adventure. I must specify that Yeti is actually not "my" car but the one of my parents, as they convinced me not to take my Fiat Panda, aka "wannabe-tractor" but their spacious and robust Skoda in exchange. I'm clearing out the car of some stuff my parents had "coincidentally" left inside, with the good intention that it could be useful for me during the trip, and at the same time filling it with more of my stuff. By the way, I must admit that, in fact, a lot of the coincidentally or intentionally left stuff from my parents was indeed very useful (thanks Mum), and some of my stuff turned out to be absolutely useless. My printer/scanner, for example, had the honour to also travel through Europe, taking up half of the space and pressing his hard edges into my

back sometimes at night when I slept in the car.

Southeastern Europe

Traffic in southeastern Europe is crazy and I have long since passed the point of paying attention to speed limits. The way to go is to look at what the majority of drivers are doing and then behave accordingly. It's now July and I find myself in southern Romania in a beautiful farmer's village at the foothills of the Carpathian Mountains. While sitting in the passenger seat of my Romanian friend's VW, passing dogs, cats, donkeys, and grandmothers on a small village street at 120 km/h, I see myself as a very responsible driver. At that point, Yeti has already proven his value several times, having carried me safely through the whole Balkans up to eastern Greece and Bulgaria, and I think it could be the right time

to give something back to him. Staying in Romania and knowing that the installation of a trailer coupling is very costly in Switzerland, I try my luck and ask my Romanian friend if he knows a good mechanic in the region who would be willing to do that. He might also need one from time to time for his VW when always driving like that. No sooner said than done, my white friend is parked in something that kind of resembles a proper car repair shop; at least the Mercedes logo on the entrance gate is nicely painted by hand. The next evening, however, my doubts grow exponentially. I find Yeti in very bad condition: the back half is dismembered and the interior partly open and torn out. I imagine that half of the spare parts have already been sold on the black market. How would I be able to continue my trip like this? What will I tell my parents? Partly through Google Translate, partly by calling my Romanian friend, I find out that installing a trailer coupling is not just mounting a metal pick with four screws — anchoring it properly to the chassis and wiring it with the car battery is quite some work, apparently. Partly convinced, I hope for a speedy recovery for my white friend. And, in fact, the next morning he stands there as if nothing had even happened to him, except for the brand-new, small, metal pick in the back and his white paint shining in the sun. We are ready to hit the road again.



Yeti in a bad condition. (credits: Stefan Roth)

God knows why.

“Sh***, come on Yeti, this is not the right time for stuff like that!” I scream. Already for a few weeks, when driving long distances, the clutch sometimes felt a bit soft, with some occasional resistance; to the point that shifting gears was a bit difficult. My strategy was to

mostly ignore it, secretly kind of knowing, of course, that at some point, that strategy would not work anymore. And unfortunately now, in Northern Albania, near the coast, there was no ignoring it anymore. I’m trying to start the car but engaging reverse gear is not possible and Yeti only jumps a bit when trying. When speaking about crazy traffic in southeastern Europe, Albania, during the tourist high season, is even next level. As long as you turn on the hazard lights, it seems perfectly fine to park your car half across the main road, especially for the driver of a black Mercedes. Or on an intersection, at some point you just have to steal the right of way from someone else, otherwise you would still find yourself at the same intersection in the evening. On the other hand, people are totally fine with that, and nobody will yell at you. Anyway ... back to Yeti.

After a few attempts, the clutch seems to kind of work again, more or less: at least well enough for me to head towards the mechanic whose address I got from an Albanian contact. The repair shop is so packed with half-broken and half-repaired cars, that my hope of getting some help in a reasonable timespan is pretty low. Eventually, a middle-aged, moderately interested seeming mechanic has a quick look under the bonnet, tests the clutch a few times and makes two turns around Yeti, only to tell me that basically everything is fine. Fine?? In fact, at that point, the clutch indeed seems to work again pretty normally, God knows why, and the mechanic tells me something about the brake oil system, which apparently is connected to the clutch oil system, which can heat up and make bubbles and that there is no leaking and that the oil level looks fine ... and I’m not very convinced. He basically advises me to continue my trip, just making sure to make regular stops when driving long distances during the heat of the day. I do what he says, picturing me already standing at the roadside in the middle of nowhere pretty soon.



Sleeping in the car. (credits: Stefan Roth)

The return

Fast forward more than a month and having crossed most of the boot of Italy, my white friend is surprisingly still standing strong. The clutch sometimes still feels a bit soft but otherwise no major new problems. Being in Piemonte, in northern Italy, and having just made the last visit to a sericulture farmer for the research project of my thesis, it is a weird feeling to realise that my journey is coming to an end. For the last two nights, I again slept in the car — the same way I did regularly during my trip whenever that was the easiest, cheapest or only available solution. But now,

here in northern Italy, you clearly feel the humid cold of autumn and I'm kind of looking forward to my warm and comfortable bed back home. I head in the direction of the Great St. Bernhard Pass to cross the border into Switzerland. As my diesel tank is two-thirds empty, I go to a petrol station in Valle d'Aosta, only to realise that my debit card does not seem to work. Of course! The other day I had done some bookkeeping and paid quite a number of bills via ebanking. I spend my last remaining Euros in cash, to at least have a half-full tank, and set off to cross the Alps. Switzerland gives me a friendly welcome. It's a beautiful, sunny autumn day and the drive over the pass is breath-taking. My debit card, strangely enough, does not seem to work on Swiss soil either — card limit it says. Yeti tells me that, under normal circumstances, he should have just enough diesel left to bring me safely home; without much margin for error, however. I drive at 105 km/h on the highway towards Bern and try not to accelerate or brake abruptly: every driving instructor would love my eco driving skills.

So, here we finally are, my white friend and me, standing in front of my home in Berner Oberland on the morning after returning from our adventurous journey. Yeti's display indicates a fuel level at the reserve of the reserve ... and his clutch is broken.

Name: Stefan Roth

Organization, country: Swisssilk, Switzerland

Title of Bachelor Thesis: Can sericulture be a sustainable agricultural niche production for small-scale farmers in Europe?



Landschaft auf dem Weg nach San Pedro de Buena Vista (credits: Stefan Michel)

Am Ende der Welt

Im Rahmen des Field Assignments durfte ich und einige weitere Studierende Dr. Noemi Stadler-Kaulich bei einem Besuch von Bauern in der Nähe der Gemeinde San Pedro de Buena Vista im Kanton Potosí begleiten. Vor gut zwanzig Jahren fand dort im Rahmen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit ein Projekt statt, mit dem Ziel nachhaltige Produktionssysteme zu schaffen. Dies geschah durch die Erstellung agroforstlicher Parzellen und der Implementierung von Terrassen im steinigen Gelände. Das Ziel war es, diese Bauernfamilien aufzuspüren, Tipps für die Pflege der Bäume zu vermitteln und aufgrund der vorhandenen Agroforstparzellen Ideen für mögliche Projekte einer deutschen Universität an diesen Standorten zu evaluieren. Ein steiniger Weg: Gedanken über Entwicklungszusammenarbeit und Solidarität am "Ende der Welt".

Stefan Michel, Bolivien

Ja, "am Ende der Welt". Eine Phrase, die ich seit meiner Zeit in Bolivien definitiv nicht mehr so hyperinflationär benutzen werde. An einem kühlen Juni Morgen, während der Trocken- und Winterzeit in Bolivien, hat uns ein gut gelaunter, Cocablätter kauender Taxifahrer in "Mollesnejta", dem Zentrum für andine Agroforstwirtschaft, abgeholt und in die zwei Stunden entfernte Stadt Cochabamba gefahren. "¿A dónde vas ahora?", fragte der freundliche Taxifahrer. Nach "San Pedro", sagte Dr. Stadler-Kaulich mit wacher Stimme. "Oh, eine steinige Straße!", entgegnete der Fahrer mit einem Grinsen auf den Lippen, während er auf die halbschlafenden Studierenden, zusammengequetscht auf dem Rücksitz, blickte. In Cochabamba stiegen wir in ein Trufi, einen Minibus mit Platz für theoretisch 9 bis 10 (kleinere) Personen ein. Normalerweise sind

eher 15-20 Personen in einem Trufi anzutreffen, jedoch heute nicht: Neben uns war das Trufi nur mit einer Handvoll Menschen beladen, jedoch bepackt mit einer Vielzahl an Waren. Von Reissäcken über Möbel bis hin zu lebendigen Hühnern fand alles irgendwie seinen Platz. Wir fuhren los, raus aus der Stadt. Nur einige Kilometer danach begann der Asphalt zu Stein und von Stein zu Schotter zu werden. Die Sonne zog langsam, aber stetig über viele Stunden über uns hinweg, und das "Vorankommen" des Trufis müsste man wohl mit Dampfer auf dem Trockenen vergleichen, die Straßenbedingungen als holprig zu bezeichnen, masslos untertrieben gewesen wäre. Den steinigen Untergrund bekamen auch die Reifen zu spüren: Puff, das Trufi hielt an. Nachdem ein Aufpumpen des Reifens nichts brachte, stiegen alle Fahrgäste aus und

halfen dem Kleinbus anzuheben, während der Fahrer den neuen Reifen montierte. Ich frage den Fahrer: "Und was machen wir beim nächsten Platten?" Der Fahrer grinste und entgegnete: "Mach dir keine Sorgen, Gringo! Wir haben noch drei weitere Ersatzreifen dabei, und falls die nicht reichen, kommt immer jemand vorbei. Die Leute schauen hier zueinander." Der Fahrer behielt recht, und wir brauchten lediglich einen weiteren Ersatzreifen. Angekommen in San Pedro de Buena Vista, war der Tag schon längst vorbei und auch die Nacht versprach nicht lang zu werden, da wir am nächsten Morgen um 5:15 weiter mussten.



Das Trufi mit dem ersten platten Reifen des Tages, Eigenaufnahme

Am frühen Morgen ging die Reise weiter. "Weiter?", fragte ich mich. Angesichts der Reise des vorangehenden Tages schien es mir nicht möglich noch weiter weg zu fahren. Auf einen 4x4 Jeep umgesattelt, fuhren wir wirklich weiter. Über Stock und Stein, Berge hinauf und wieder runter. Durch trockene, wie nasse Flussbetten ging die Reise weiter, bis wir zu einem Hof kamen, bei dem uns bellende Hunde und freundlich gesinnte Menschen empfingen. Mit einer alten Liste mit Namen der Familien bewaffnet, die vor gut zwanzig Jahren an dem Projekt teilgenommen hatten, befragten wir den Besitzer des Hofes. "Schon gestorben, schon gestorben, Kinder in die Stadt gezogen", sagte der Bauer kopfschüttelnd, während er die Liste überflog. Bei einigen Namen schien er nicht sicher und sagte: "Probiert mal dahinten." Nach einer weiteren Stunde Fahrt in einem ausgetrockneten Flussbett trafen wir auf weitere kleine Höfe und erkennbare Terrassenstrukturen. Im Gespräch

mit dem Landwirt hat sich herausgestellt, dass hier in Terrassen und Bäume investiert worden ist. Doch wo waren die Bäume? "Alle tot. Ein Jahr nach dem Projektende gab es Hagel, und die Bäumchen sahen schlecht aus. Da haben wir und die anderen die Bäume abgeholzt, da sie nur Platz weggenommen haben." Sichtlich enttäuscht machten wir uns wieder auf die Suche nach den anderen Familien des Projektes. Auf die Frage, ob die Bäume wirklich alle gestorben waren, meinte Dr. Stadler-Kaulich nur knapp: "Nein, vermutlich nicht – aber es hätte jemanden gebraucht, der den Menschen sagt, dass sie den Bäumen nur etwas Zeit geben müssen, um sich erholen zu können." Nach weiteren Stunden wurden wir dann doch noch fündig: Eine Familie hatte nicht nur die alten Bäume behalten, sondern sogar neue Apfelbäume gepflanzt. Nur am Baumschnitt konnte man noch etwas schrauben, und so zog Dr. Stadler-Kaulich die Baumschere und begann eifrig zu schneiden und ihre Kunst der Schnitttechnik den versammelten Männern zu erläutern. Danach wurde noch die erfolgreiche Stecklingsvermehrung diskutiert, und wir wurden zum gemeinsamen Essen eingeladen, welches die Frauen der Familie liebevoll zubereitet hatten. Später fanden wir dann auch noch einen älteren Herrn, der sich vorbildlich um seine Bäume gekümmert hatte. Jedoch berichtete er, dass seine Frau vor kurzem gestorben war und er nun ganz allein hier lebte, auch er bat uns von den Früchten seiner Ernte an und verabschiedete uns mit einem großen Lächeln und den Backen voller Cocablättern herzlich.

Die Sonne verabschiedete sich langsam hinter der kargen Berglandschaft, als wir wieder beim Jeep ankamen. Während die anderen Studierenden versuchten, nach diesem anstrengenden Tag eine Müte Schlaf im Auto zu erhalten, startete mein Kopf unweigerlich eine innere Diskussion mit sich selbst: "Warum war niemand da, um die Landwirtinnen langfristig zu unterstützen? Wurde niemand dafür ausgebildet, die Landwirtinnen über die Projektdauer hinaus zu beraten? Warum sind die meisten Projekte in der Entwicklungszusammenarbeit nur auf eine Zeitspanne von vier Jahren ausgelegt? Gab es keine Perspektiven für die jungen Leute in der Landwirtschaft in diesem Areal, oder was waren die Gründe für sie, in die Stadt zu gehen? Warum haben (auch wir) nur den Männern den Baumschnitt gezeigt, während die Frauen kochten?"

Problematiken der internationalen Entwicklungszusammenarbeit, Landflucht, Perspektivlosigkeit für junge Menschen (besonders in der Landwirtschaft), Ungleichheit der Geschlechter. Zweifellos alles Thematiken, welche in der Vertiefung IL angesprochen und diskutiert werden. Natürlich war mir bewusst, dass diese Themenfelder existieren, deren Konsequenzen so brachial vor Augen geführt zu bekommen, löste jedoch in mir definitiv mehr aus als nur darüber zu lesen. Neben vielen negativen Gedanken entfachte es auch ein Feuer in mir, und mir wurde klar: Die Antwort muss partizipativ sein. Lösungsansätze sollten nicht "von aussen" kommen, sondern zusammen mit der jeweiligen Betroffenen erarbeitet werden, egal ob es nun Agroforst oder eine andere Methode ist. Das gleiche gilt natürlich auch am Anfang des Prozesses: Was waren überhaupt die Probleme der Menschen in diesem Areal? Schlechte Ernten durch unzureichende Niederschläge oder tiefe Bodenfruchtbarkeit? Keine Absatzmöglichkeiten, da der nächste Markt "vom Ende der Welt" über weite steinige Wege führt? Alle Fragen, die nur mit und nicht über die Menschen beantwortet werden können. Dabei könnten wohl die besten Lösungen gefunden werden, wenn alle Menschen, unabhängig ihres Geschlechts und Alters, involviert werden und Strukturen aufgebaut würden, welche Abhängigkeiten möglichst minimieren.

Am nächsten Tag stand die Rückreise nach Cochabamba an. Als ich, wohl ein wenig verduzt, die Ladung des Truffis begutachtete, lachte mich der Fahrer an und versicherte mir, dass wir mehr als genug Reifen für die Rück-

fahrt parat hätten. Kurz nach der Abfahrt hielten wir jedoch schon wieder an: Ein LKW stand an der Strassenseite, dessen unteres Rahmengerüst inklusive Tank auf dem Boden lag. Als wäre es das normalste der Welt stiegen alle Insassen des Truffis aus, hoben den Rahmen des LKW's mit Spanngurten an, bis der herangeeilte Mensch mit dem Schweissgerät die nötigsten Reparaturen verrichtet hatte. Auch unser Auto kam nicht ohne weitere Turbulenzen in Cochabamba an. Zwei weitere Ersatzreifen wurden benötigt, um den Weg nach Cochabamba zu schaffen. Dort angekommen, waren wir kurz ratlos: Es war nicht der Ort, an dem wir am Anfang der Reise eingestiegen waren. Der Fahrer bemerkte die sich in der Gruppe ausbreitende Unruhe. Er schmunzelte und meinte locker: "Keine Sorge, ich fahr euch noch nach Hause. Wir schauen hier aufeinander."



Solidarität am Ende der Welt (credits: Stefan Michel)

Name: Stefan Michel

Organization, country: Mollesnejta, Bolivia

Title of Bachelor Thesis: Leafcutter ants: balancing their role as ecosystem engineers vs. as crop pests



Merle waiting for our minivan in Sen Monorom (credits: Fiona Weinrauch)

Mondulkiri's rainforest: Or how a weekend trip taught me to take a step back and enjoy the moment

My time in Cambodia was slowly but surely coming to an end and I fell victim to one last bout of holiday fever. I had spent the past two months in Phnom Penh working on my thesis and needed a break from my daily routine. Where could I go at this time of year? The rainy season was in full force and most domestic tourists choose to travel to Siem Reap, a place I'd already been to about half a dozen times. No, Siem Reap wouldn't do. I wanted to go as far away as a minivan would drive me within the borders of Cambodia.

Fiona Weinrauch, Cambodia

Mondulkiri? Mondulkiri!

While travelling alone is valuable for personal development, travelling with friends is simply more fun, in my opinion. This is how Merle, a German intern at a Cambodian-German foundation, ended up hunkering down with me at my tiny kitchen table, preoccupied with guidebooks, attempting to plan our weekend getaway to Mondulkiri.

Booking the trip did not take us a long time: Mondulkiri has a lot of beautiful scenery to offer, but other than that there is not much going on in the province. All advertised activities in the area are geared towards nature enthusiasts and adventurous tourists, which made it perfect for us as we were craving time in the outdoors. While living in Phnom Penh does have its advantages, unfortunately the city cannot boast about being very green. We ended up booking a two-day trip including a

17-km hike in the rainforest of Sen Monorom, Mondulkiri's capital.

Journey to Mondulkiri

Getting around Cambodia is surprisingly easy. While the country doesn't have much of a railroad system it makes up for it with a zig-zagging network of bus routes. There are countless bus companies, varying from small family-owned ones that only cover a couple of short routes, to big international ones that could transport you to Thailand or Vietnam. The tickets are appropriately priced, usually ranging from US\$10-20. On the morning of our departure, Merle and I got picked up by a tuk-tuk, the most common mode of transportation if you don't own a motorcycle in Phnom Penh.

Our bus left the city early and while I often sleep on these bus rides, this time I was restless; I was worried about the long hike. I watched the scenery change from the crowded areas of Phnom Penh to the flat and sparsely populated areas of the Mekong lowlands and central plains, and finally to the hilly outliers of the mountainous areas of Mondulkiri. My favourite activity when driving out of Phnom Penh is to guess when exactly we cross the city limits, or in other words playing a game of who spots the first cow.

Heading into the Cambodian rainforest

We spent our first night just outside Mondulkiri's town centre at Nature Lodge, which consists of a handful of bungalows in varying sizes with horses and sheep grazing in between. But what was most astonishing to us was the quietness of it all; in Phnom Penh there is always some type of construction noise as the city rarely sleeps. The following day we were picked up by a young man in a truck with questionable driving skills, who drove us to Tree Lodge, which served as the headquarters of our trip organiser, the Mondulkiri Project.

We were part of an odd little group, consisting of seven people from all over the world. Merle and I were informed that we were the only ones who'd signed up for the hike the next day, and were given one last chance to back out, which we declined. Everyone proceeded to store any luggage not needed in the rainforest in a small locker room. After matters of finances were settled, we squeezed into a five-person jeep with the rest of our group and were driven to the organisation's outpost, which was modest at best. It was made up of one large structure, split into two parts, with the road passing through underneath. On one side the driver and his family had their quarters, consisting of a bathroom, a kitchen, and a covered living area, and on the other side the tourist hammocks were set up. This area had a roof but only two walls to protect from the weather while ensuring ventilation.

Meeting the most famous inhabitants

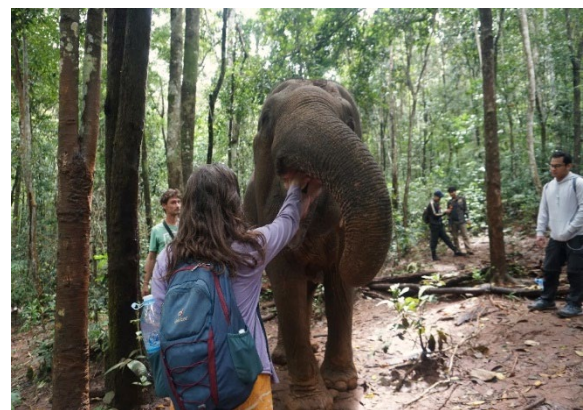
Our official program, which was systematically mapped out on a large poster hung up in the living area, started with an introduction to the sanctuary and its four largest inhabitants. We learned their names, backstories and individual quirks then hiked down into the valley to finally meet them. We were told to be

patient as these creatures were free to roam the area as they please, always closely followed by their handlers. They did, however, have a habit of showing up in designated areas at specific times as they were quite keen on bananas, which we'd brought along for them.

Just as the anticipation became unbearable Princess finally appeared! You see, Merle and I had travelled to Mondulkiri not only to enjoy Cambodia's nature but also to meet Cambodia's elephants. Princess and the other three elephants living in the sanctuary used to be working animals that were rescued by the sanctuary. Mondulkiri is home to over 50 % of the remaining population of wild elephants in Cambodia. Their numbers have been dwindling for a long time as their natural habitats are shrinking and elephants are still being used for labour, resulting in only 400 wild elephants roaming freely in Cambodia.

Nobody was more excited about meeting the elephants than an elderly man from Japan. He was travelling through Cambodia with a local guide and seemed to be hitting all the important sights in record time. He could not stop smiling and taking pictures with the elephants, and his energy was infectious.

While I was excited about meeting the elephants, I was also thinking about the night I was about to spend in a hammock, as well as the hike the next day. In Phnom Penh I tried to walk as much as possible, but Cambodia is a very flat country. I'd been comfortably living at around 20 metres above sea level and our current elevation of about 600 metres above sea level was the highest I'd been at since arriving in the country. We spent all day with the elephants, returning to the outpost for our lunchbreak, and then going back down into the valley to watch the elephants have an afternoon swim in the river.



Feeding a banana to Princess (credits: Fiona Weinrauch)

A night in the rainforest

I spent most of my time living in Cambodia in a quaint little shoebox of an apartment in the centre of Phnom Penh. But I've also had my fair share of experiences in the more rural parts of the country with RECOFTC, a local NGO active in community forestry in the region. Thus, I can vouch for the authenticity of the experience in this little hut in the middle of nowhere. We were served traditional meals of rice, various kinds of vegetables and a side of meat, drank Khmer coffee sweetened with condensed milk and, like the elephants, had our fair share of bananas.

Before going to bed, we played card games with the driver, our guide and a couple of the elephant handlers. Punishment for losing the round was having to take a shot of rice wine, also known as "happy water." With our bellies full and a slight buzz we went to bed early. After having spent just one night in a hammock, I can confidently say that it's an experience I do not wish to repeat. Apparently, the trick is to lie in the hammock diagonally to prevent backpains the following day. Our night was not only uncomfortable, but we also woke up damp. Mondulkiri has a more temperate climate due to its higher elevation than Phnom Penh, but the humidity levels are higher as well. "Great start to the day" we thought, blissfully unaware of the fact that we were going to continue staying damp for the rest of our stay in Mondulkiri.

The 17-km hike

After a quick breakfast we embarked on our hike bright and early. Back down into the valley we went. Within the first hour we climbed the first of many what our guide called "big ups": incredibly steep uphill slopes. It was at this point that we truly realised what we were in for. But there was no going back.

While the English abilities of our guide were decent, considering the area of the country we were in, they were still limited, resulting in many entertaining conversations. He was determined to teach us as much about the area as possible but often lacked the right vocabulary to explain, for example, that one area

was frequented by wild boars or why we had to spray bug repellent on our shoes and pull our socks up as high as possible in another area. Turns out that was because of leeches, and both Merle and I had a couple of nice bite marks on our bodies thanks to their existence.



One of three waterfalls on our hike (credits: Fiona Weinrauch)

To encourage us, our guide would inform us about the number of big ups we still had to conquer. Despite his good intentions it was not as encouraging as he might have thought. In the end, we did pull through, soaked with sweat but proud that we arrived at 4.30 p.m. at our destination: a small village outside of Sen Monorom. All day we were spared from heavy rainfalls but merely two minutes after our tour through the village had concluded it started to pour down. We sat huddled in a small convenience store, a cat cuddled into my lap, and waited for the pickup truck to take us back to Tree Lodge to collect our luggage. We spent our last night in Sen Monorom.

The following day we returned to Phnom Penh completely exhausted but immensely happy and replenished. Sometimes all it takes is getting away for a weekend. Why waste time worrying about things you cannot influence? It won't change the outcome either way!

Name: Fiona Weinrauch

Organization, country: Regional Community Forestry Training Center, Cambodia

Title of Bachelor Thesis: Designing the agricultural area of a Social Farm in Cambodia. A case study - Tailored to the needs of People with Disabilities



Auf dem Weg zum Dorf (credits: Céline Schreyer)

On est ensemble

Aus der Ferne dringt der gewohnte Motorenlärm des näherkommenden Pick-ups an meine Ohren. Ich spüre, wie alle um mich vor Neugier angespannt sind. In einem Augenblick finde ich mich plötzlich allein im Schatten des Vordaches der Lehmhütte. Da biegest du mit deinem Rucksack um die Ecke der Hütte... «wuff, wuff!»

Céline Schreyer, Togo

Drei Tage nach meiner Ankunft in Lomé, der Hauptstadt von Togo, bin ich auf der «Ferme de Modèle de Donomadé» (FeMoDo) in Donomadé angekommen. Während der 3.5-stündigen Autofahrt habe ich neugierig die vorbeiziehende Landschaft inspiziert und mir vorgestellt, wie mein Arbeits- und Wohnort für die nächsten sechs Monate aussehen würde. Als ich schliesslich um die Ecke der Lehmhütte biege, werde ich von lautem Hundegebell empfangen.

Die nächsten Tage und Wochen verstreichen und mir wird klar, dass es sich bei deiner Kollegin und dir nicht um kurzzeitige Gäste handelt. Jeden Morgen beobachte ich euch mit dem gebotenen Sicherheitsabstand, wie ihr für eure Arbeiten auf die Felder oder zu den Fischbecken marschiert. Ab und zu belle ich euch noch an. Doch mit jedem vergehenden Tag wird mir bewusst, dass von euch keine Bedrohung ausgeht.

Zwei Monate sind bereits verstrichen. Mein Feldversuch steht und ich bin zu Beginn fast jeden Tag draussen im Maisfeld, um Daten zu erheben oder das Unkraut mit der Machete von Hand zurückzuschneiden. Gelegentlich halte ich meine Beobachtungen mit meiner Kamera fest. Trotz der erbarmungslosen Sonne, die mich in wenigen Minuten zum Schwitzen bringt, schätze ich die praktische Arbeit im Freien nach über drei Jahren an der Fachhochschule. Ich arbeite gerne allein auf dem Feld.

Ich liege wie meistens unter dem schattenspendenden Vordach der Lehmhütte an mei-

nem Platz. Ich bemerke, wie du mich aufmerksam beobachtest. Mit bedachten Schritten nähерst du dich behutsam. Ich bin kurz verängstigt, denn ich weiss nicht, was mich erwartet. Soll ich aufspringen, wegrennen und mich vor möglichen Schlägen schützen? Oder soll ich dich aggressiv anbellern und mit gefletschten Zähnen drohen. Doch stattdessen sprichst du beruhigende Worte, während du langsam näherkommst. Unsicher schnuppere ich an deiner Hand. Im nächsten Moment spüre ich eine warme Hand, die sanft über meinen Kopf streichelt.



Gros auf dem Hügel neben meinem Maisfeld (credits: Céline Schreyer)

Ich habe mich getraut! Vor einigen Tagen habe ich trotz den Wahrungen aus den Vorbereitungslektionen vor der Reise bezüglich Tollwut und anderen Krankheiten den Hund auf der FeMoDo gestreichelt. Bis dahin hatte ich gezögert, unsicher, ob bei den Streicheleinheiten nicht auch andere kleine Tierchen den Sprung wagen würden – ich spreche von Flöhen. Nun scheint der Bann gebrochen zu sein. Sobald ich mich auf den Weg mache, sei es nur, um nach Internetverbindung zu suchen, werde ich begleitet.

Sein Name ist Gros, was auf Französisch so viel wie «dick» bedeutet. Im Vergleich zu den wohlernährten Hunden eines älteren Hundebesitzers in der Schweiz eher ein unpassender Name. Gros scheint regelrecht Freude daran zu haben mich zu begleiten. Mit der Zeit werden die Distanzen, immer länger. Manchmal machen wir Wettrennen, bei denen ich jedes Mal kläglich verliere. Beim 25-minütigen Fussmarsch ins Dorf muss ich dich kurz vor Dorfeingang öfters nach Hause schicken, ansonsten gibt es Zoff mit den anderen Hunden. Mit unverständlichem Blick guckst du mich an und zottelst dann auf leisen Pfoten den Weg zurück.

Nach den ersten Streicheleinheiten wurde mir bewusst, dass du mich nie verletzen würdest. Fast jeden Morgen, wenn du dich auf den Weg zum Feld machst, begleite ich dich. Endlich kommt ein bisschen Abwechslung in meinen Alltag. Zusammen unternehmen wir auch grössere Spaziergänge. Plötzlich beginnst du zu rennen. Ich ziehe an, fühle mich frei und blicke nach dir, wo steckst du? Im nächsten Moment kommst du mit einem grossen Lachen im Gesicht angerannt. Bis ins Dorf darf ich dir aber nicht folgen, umso mehr freue ich mich auf deine Rückkehr. Sobald du um die Ecke der Lehmhütte biegst, empfangen dich schwanzzwedelnd vor Freude. Ganz froh, dich nicht mehr anbellern zu müssen. Anschliessend schaue ich euch beim Kochen zu. Manchmal schnappst du dir in der Zwischenzeit zwei PET-Flaschen mit Wasser gefüllt, um in den nächsten Minuten irgendwelche Übungen zu praktizieren. Viel gelacht wird, wenn Vivianne, Sylvie, Jennifer oder Sandrine mitmachen. Neuerdings habe auch ich meine eigenen Übungen und werde dafür noch kulinarisch verwöhnt.

Irgendwann ist Sandrine mit Hunde-Keks von Lomé zurückgereist. Seither üben wir fleissig «Assis» und weitere Übungen. Es ist bemerkenswert wie lernfähig Gros ist, auch wenn er nicht mehr der Jüngste ist (schätzungsweise 6 Jahre alt). In Togo ist die Dressur von Hunden nicht gewöhnlich. Vielmehr habe ich beobachtet, dass die Tiere eher unsanft behandelt werden. Umso erstaunter waren die Menschen, als sich Gros auf Kommando um die eigene Achse drehte.

Gegen Ende fliegt die Zeit schnell vorbei und meine Abreise steht kurz bevor. Ich habe die Freiheit genossen, allein meine Arbeiten auf dem Maisfeld zu erledigen. Gleichzeitig wurde mir bewusst, wie bedeutsam es in bestimmten Situationen sein kann, einen Begleiter/in an seiner Seite zu haben. Ein freudiges Schwanzwedeln oder ein neugieriger Blick genügt oft, um den Tag motiviert zu beginnen und mit einem Lächeln im Gesicht weiterzugehen.

Du betrachtest mich mit einem neugierigen Blick, und dein Kopf neigt sich leicht zur Seite. In diesem Augenblick frage ich mich, ob du spürst, dass sich meine Abreise unaufhaltsam nähert. In den Tagen nach meiner Abreise erfahre ich, dass du auf brutale Weise mehrmals geschlagen wurdest und Sandrine die dich vor weiterem Leid bewahren konnte. «Doch was passiert, wenn Sandrine auch abreist?» Diese Frage stellen sich Sandrine und ich. Angesichts der unklaren Zukunft wagte Sandrine den Gedanken, dich in die Schweiz zu holen, in der Hoffnung, dir dort Sicherheit zu bieten.



Gros an seinem Lieblingsplatz unter dem Vordach der Lehmhütte (credits: Céline Schreyer)

Werden wir also bald wieder aufeinandertreffen? Diese Frage bleibt vorerst unbeantwortet.

Name: Céline Schreyer

Organization, country: Happy Togo, Togo

Title of Bachelor Thesis: Mulch aus *Imperata cylindrica* im Maisanbau: eine Sicht aus Togo.



Strand von Casma (credits: Eric Preisig)

Eine unerwartete Familie in Peru - Zwischen Integration und bürokratischen Hürden

Soon Die Weltkarte mag die Entfernungen zwischen den Ländern messen und zeigen, aber sie kann nicht die kulturellen Abgründe und die Vielfalt der menschlichen Beziehungen einfangen, in die ich in diesem halben Jahr eintauchen durfte. In der Schweiz kann man auf der Straße mit jedem ein mehr oder weniger tiefes Gespräch beginnen. Jedoch bleibt es oft dabei. Selbst nach jahrelanger Bekanntschaft wird das Eintreten in eine Wohnung oder gar in eine Familie schon fast zur unüberwindbaren Hürde. In Casma, Peru, hingegen ist die allgemeine Grundhaltung auf der Straße skeptisch, und nicht mit allen spricht man einfach so. Doch wenn man irgendwo dazugehört, gehört man auch wirklich dazu, wobei familiäre Bindungen über Blutsverwandtschaft hinaus gehen. Genau dort durfte ich eine außergewöhnliche Verbindung erleben. Zwischen diesen zwei Welten, die geografisch und kulturell weit auseinanderliegen, fand ich mich plötzlich als Teil einer Familie wieder, die nicht nur ihre Türen, sondern auch ihre Herzen weit geöffnet hatte.

Eric Preisig, Peru

Die Herzlichkeit Perus - Mehr als nur Gastfreundschaft

In der schweizerischen Kultur mag Offenheit auf der Straße existieren, aber die tiefen Wurzeln familiärer Verbundenheit sind oft schwer zu durchdringen. Ganz anders in Peru, wo ein freundschaftlicher Kontakt nicht nur zu einer Familie, sondern zu einer erweiterten Familie von vielen anderen Personen führen kann. So kam es, dass ich dank der Familie Bernuy innerhalb weniger Wochen in Casma integriert war und eine Vielzahl von Leuten kannte. Als ich nach einem der vielen Geburtstage nach

Hause gehen wollte, war es für die Familie selbstverständlich, dass ich am nächsten Tag bei ihrem Familienfest dabei sein würde. Als sie dann herausfanden, dass ich „nur“ einen Nachnamen besitze, wie in der Schweiz üblich, war es für sie klar, dass ich von nun an ihren Familiennamen als zweiten Nachnamen tragen sollte. Was in der Schweiz als ungewöhnlich gelten könnte, war in Peru ein herzliches Willkommen und ein Zeichen der Zugehörigkeit, welches weit über oberflächliche Gastfreundschaft hinausging. Die Integration in diese Familie bedeutete mehr als nur gemeinsame Mahlzeiten und Geburtstagsfeiern;

es war ein Eintauchen in eine Kultur, die den Begriff "Familie" auf eine Weise interpretiert, die meine schweizerischen Wurzeln herausforderte. Es war eine Erfahrung, die die Grenzen des Verständnisses von Gemeinschaft und Zugehörigkeit erweiterte und nebenbei in ganz Peru Wohnungstüren derselben Familie öffnete, ohne dass sie mich kannten - ein enormer Vertrauensvorschuss.



Geburtstag Grossmutter Bernuy (Credits: Mayte Artiga-Bernuy)

Bürokratische Hürden - Zwischen Familienfeiern und Passkontrollen

Doch wie es oft im Leben ist, mischte sich die kalte Realität der Bürokratie in diese warme Geschichte ein. Die Notwendigkeit, das Land aufgrund von Visa-Beschränkungen zu verlassen, drängte uns zu einem Abschied, jedoch nur vorübergehend für geplante zwei Wochen. Bei meiner Rückkehr nach zwei Wochen jedoch verwehrt mir die Bürokratie den Eintritt und eine gewöhnliche Passkontrolle am Flughafen wurde zu einem unerwarteten Kampf.

Nach vielen Diskussionen und der Sehnsucht nach der neu gewonnenen Familie und meinem Zuhause in Casma, fand ich mich dem Obersten Migrationschef gegenüber, der zwischen mir und meiner Rückkehr nach Casma stand. Sein skeptischer Blick wanderte über meinen Pass und meine Geschichte. Ich erklärte meine Arbeit in Casma, dem kleinen Dorf, das möglicherweise nicht jedem ein Begriff ist. Der Chef, selbst Peruaner, zeigte sich beleidigt und betonte, dass er Casma kenne. Worauf ich mich natürlich entschuldigte mit

den Worten, dass mir nicht bewusst gewesen sei, dass Casma so bekannt ist.

Erst als ich meine Tätigkeit im Entwicklungsprojekt von Horizonte, welches Schulgärten in 14 Schulen in der Gegend von Casma betreut, erwähnte, hellte sich seine Miene auf. Wieso genau, das zeigte sich erst später. Überraschenderweise war er in der Nähe von Casma aufgewachsen und schätzte meine Bemühungen, in dieser Region etwas Positives zu bewirken. Seine Worte waren ermutigend: "Mir gefällt, dass du in Casma arbeitest, lebst und dich somit den Herausforderungen der lokalen Bevölkerung ganz praktisch stellst. Du bist ein netter junger Mann, und solche Leute brauchen wir."



Strand von Casma (credits: Rahel Preisig)

In einem beispiellosen Akt der Solidarität beugte sich der Migrationschef über den Tisch und teilte mir seinen Entscheid flüsternd mit, dass ich trotz bürokratischer Hürden weitere 90 Tage im Land bleiben konnte. Jedoch, falls ich das Land noch einmal verlasse, könnte ich dieses Jahr nicht noch einmal ins Land einreisen. Die Erleichterung war spürbar, als ich endlich durch die Schranken gehen und den Weg nach Casma zu meiner neu gewonnenen Familie antreten konnte. Diese Geschichte verdeutlicht, wie bürokratische Barrieren nicht nur den Einzelnen, sondern auch enge soziale Verbindungen beeinflussen können. Sie wirft zudem ein Schlaglicht auf die Bedeutung von Verständnis und persönlichem Einsatz, die manchmal den Unterschied zwischen Ablehnung und herzlicher Aufnahme ausmachen können.

Name: Eric Preisig

Organization, country: Horizonte Corporativo, Peru

Title of Bachelor Thesis: Participatory preparation of teaching units for activities in school gardens in Casma (Peru). How to make things work



Thomas and I with the guys who accompanied us on the farm visit (credits: Yannick Orrù)

An unexpected encounter with a traditional village chief

It is approximately 5 p.m., we are about to take a moto taxi from Obala in the direction of EfoK to interview the owner of a fish farm. I am with Thomas, my supervisor, who had arrived a few days earlier from Switzerland, and Wilfried, a local agronomy student who has several contacts with fish producers in the area and the organiser of the interview. He assures us that by 6 p.m., 6.30 p.m. at the latest, we will be back for dinner. There is a strong wind, and the sky is darkening. We take two motorbike taxis, and a few minutes after leaving it starts to pour. We thought we were going to do an interview like previous ones, with the only difference being rain and wind, but we had no idea what was about to happen.

Yannick Orrù, Cameroon

Thursday, 9th June 2023, Obala

It is the last day of my and my classmate's supervisors' stay. The next afternoon they will return to Switzerland, so for this evening we decide to organise a dinner at our accommodation. On the previous days, Thomas and I had been accompanied by Wilfried to some local fish farms to interview their owners. Everything had gone smoothly, and we had gleaned important information. For today, Wilfried has organised the last farm visit, which should take place in the early afternoon at around 1p.m. Thomas and I spend the morning discussing aspects of the project, we have lunch and, when it is time to leave, Wilfried informs us that the visit has been postponed by about two hours. Around 3.30 p.m.

we call Wilfried again to update us. Half an hour is a fairly usual delay in Cameroon, but since we have dinner in the evening, and we still don't know where we have to go for the farm visit, we decide to find out anyway. Wilfried tells us not to worry, we will be back for dinner. He informs us that the farm is in EfoK, but he does not tell us how long it will be before he arrives. Another hour passes, and while speaking with Petoh he informs us that EfoK is quite far away – more than half an hour by motorbike. I call Wilfried again, but this time to tell him that it is now too late and to cancel the visit; he and I will do it without Thomas in a few days. Wilfried, who until then had been very calm and flexible, gets

nervous, saying that we cannot cancel a visit like this at the last moment, and that he will be with us in a few minutes. I go out to wait for him and I notice that the wind is picking up. I have now been in Cameroon for more than a month and have learned to know that this wind comes suddenly and picks up quickly; and nine times out of 10 it heralds rather heavy rain. Indeed, after about 10 minutes Wilfried arrives, I call Thomas and we leave.

From Obala to EfoK

We head on foot towards the centre of Obala to take mototaxis. As we walk, I ask Wilfried if the journey actually takes more than half an hour and he, who is more reliable than Petoh for this kind of information, says no, a maximum of 15 minutes.

Here we return to where our story began. We are travelling by motorbike towards EfoK. After leaving Obala the road is straight and rather fast, the rain is heavy, and it's hard to keep your eyes open and even to breathe. At a certain point the drivers slow down and exit on the right passing between some trees and, a little further on, we see a canopy of palm leaves. There are already a couple of people who have found shelter there. The shed is located just outside a house. It is common practice to seek shelter in a stranger's house when you are caught in the rain. Wilfried calls the person who should receive us to inform him that we are blocked by the rain, even in this case he seems a little nervous, again I find it unusual, but in the meantime the rain has already eased, we get back on the road. Not even a minute passes and the rain intensifies again, and again I struggle to breathe and keep my eyes open, but we decide to continue. Once our destination reached, I look at the time for the first time since we left, it's almost 6 p.m., I think to myself, "Come on we're here now, a quick interview and we'll go back for dinner." I am deluding myself.

The village chief's farm

We knock on a metal gate, soaking wet, the gate is opened and we find ourselves inside a mansion in front of a group of about 10 boys with the typical uniforms of agricultural workers, one of them knock on a door of one of the structures within the perimeter of the mansion, a middle-aged man in shorts and a t-shirt opens the door, comes out and opens an umbrella, welcomes us in a very friendly

way, he hands us his umbrella, then he turns very abruptly to the boys who received us, telling them in a stern tone to take us on a tour of the farm, after which he walks away and the boys quickly point us in the direction. I still have the hope that the visit will progress quickly, but after several minutes of walking still nothing resembling a farm I think "well, now we will be late for sure, who knows what time we will return", I was hoping for 7 p.m. I am still deluding myself.

During the visit we tell the boys that we are in a bit of a hurry and ask them to do it quickly and go back. We finally return to the owner's house, I am approached by Wilfried who tells that the owner has the tendency to talk a lot, and so not to give him too much of a chance to go off topic. The boys show us the chairs where to sit and tell us to leave the only armchair free for the boss. The boss, however, is nowhere to be seen, minutes pass and I also begin to get a little impatient, when we finally see him walking toward us, but at first, I almost don't recognise him. The middle-aged man in shorts and T-shirt who had received us about an hour earlier is heading to us in a foot-length tunic made of bright coloured traditional fabric, a matching kufi hat, and a shell necklace. He arrives, walking in what I would describe as a theatrical manner, and takes his seat in the little armchair. Finally, at 7 p.m. we can begin the interview.

Sa Majesté le Maître de N'Kuma

The man, whom we now realise is some sort of traditional village chief (Wilfried had told us nothing about it), starts to issue militaristic orders to the juniors, such as "stand in rank", "keep your chin up", "stand at attention." When he was finally satisfied with their disposition "rest", he then turns to us and says "agronomists are people to whom the creator deity of solar energy has offered one of the keys to life." At that moment I began to suspect that we would not get any useful information from this interview. He speaks for a few more minutes about the importance of agriculture, with a lot of emphasis, sudden changes in tone from a whisper to a scream and sporadic laughing out loud for reasons still unknown to me, then stops and leaves us the floor. At that moment we have the brilliant idea of starting the interview by asking him to introduce himself.

The man, with absolute pride, begins by saying, "I am His Majesty, the Master of N'Koma", then explains that he is "His Majesty" as a descendant of one of the oldest families of superior chiefs who came to central Africa thousands of years earlier, directly from ancient Egypt, and "Master" as he is an expert in three different disciplines. I expect him to talk about subjects related to agronomy but instead he surprises me by saying "criminology, private police and scientific technical police." He also declares that he is Interpol's contact person for the entire CEMAC area. The monologue continues with other high-sounding statements alternated with expressions of false modesty, and his attitude, which is undeniably very charismatic, creates a rather surreal atmosphere. Neither I, Thomas nor Wilfried dare to interrupt him to try to bring him back to the point. Our phones begin to ring; they're calling us from home to find out what time we will be back for dinner, but we don't even dare answer the phone.

Among the various affirmations are: 1) that he is national coordinator for all things related to the national cultural heritage, 2) the youngest ever graduate of the National School of Administration and Justice, 3) a university professor of an unspecified subject, as well as 4) "a multidimensional and multidisciplinary artist." Plus 5) a musician – the only one in the world who can harmonise more than 30 tantans at the same time – with 32 music albums to his credit, 6) a painter with more than 1,000 painted canvases, and 7) a writer who recently published a book showing that the West's neo-colonial interest in Africa is generated by the fact that, due to climate change, all continents will be flooded by rising ocean levels except for Africa. In addition, he states to be 8) the supreme leader of various peoples, both in Africa and around the world, and therefore soon leaving for a world tour in which he will have to choose the single leaders of all the different people under his rule. All this, according to him, is only a part of who he is because if we want to know all we would have had to stay all night.

Before taking a contemplative pause, he provides us with one more piece of information: other than his art, his contacts in the international criminal police, and its dominance over peoples around the world, he has also 9) been elected the nation's best hog farmer for four consecutive years. We try from time to time to ask him questions relating to his agricultural activities, but the answers are always self-praise of his greatness mixed, as usual, with false expressions of humility. Later, when he discovers the institute with which we collaborate, he states to be 10) its true founder who was later disowned.

By this point more than 40 minutes have passed since he started talking and we try to ask another question, a very specific one about the way he runs his fish farm. He replies, "Fish farming is not a profit-making activity but a weapon of war, as foreign secret services control fish imports into Cameroon and only allow spoiled fish to arrive." At that moment I lose the last vestiges of hope of obtaining any useful information for my project. After another 20 minutes (in which I no longer pay attention), he decides to stop, sending one of his interns to take some photos inside the house in which he is portrayed with people he claims to be important Cameroonian personalities, and to fetch a bottle of French wine, which he then gives us as a sort of ceremonial gift, making all three of us place our hands on it, before raising it to the sky and saying a few words in the local language.

He then wants to take some photos with us and finally, after 8 p.m., he accompanies us back to the gate, ordering his boys to take us to the village centre to get some motorbikes for the return. We finally manage to call back the others who are waiting for us to have dinner, who had called us another dozen times and were starting to worry, to say that we will be arriving soon, and we will tell them the reason for the delay once we're back.

We head home on a motorbike to eat our long-awaited dinner and drink his majesty's French wine. While speeding on the motorbike in the pitch dark, I think that, despite everything, it was worth it to have gone there.

Name: Yannick Orrù

Organization, country: IAO, Cameroon

Title of Bachelor Thesis: Locally produced feeds. Potential of African catfish (*Clarias gariepinus*) farming development in Central Cameroun



The School of Agricultural, Forest and Food Sciences / Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften (HAFL) is a department of Bern University of Applied Sciences (BFH). It offers Bachelor's and Master's degree programmes, conducts research and provides services in the fields of agricultural, forest and food sciences.

At HAFL, an interdisciplinary team of experienced academic staff conducts applied research and development, provides comprehensive consulting services and offers continuing education. It complements HAFL's educational function and maintains manifold contacts with clients and partners around the world and in Switzerland. The solutions offered are all science-based, practical and user-friendly.

Further information and contacts:

Studies in international agriculture
Nancy Bourgeois Luethi
Co-head International Agriculture
Telephone +41 (0)31 910 21 05
E-mail nancy.bourgeois@bfh.ch

Applied research and services.
Dr Zenebe Uraguchi,
Head Hugo P. Cecchini HAFL Institute
Telephone +41 (0)31 848 65 34
E-mail zenebe.uraguchi@bfh.ch

Bern University of Applied Sciences
School of Agricultural, Forest and Food Sciences HAFL
Laenggasse 85
CH-3052 Zollikofen
Switzerland

Telephone +41 (0)31 910 21 11
Telefax +41 (0)31 910 22 99
E-Mail office.hafl@bfh.ch
Internet www.hafl.bfh.ch